

Vierteljahresschrift  
für Stadtgeschichte, Stadtsoziologie,  
Denkmalpflege und Stadtentwicklung



Forum Stadt



40. Jahrgang  
2|2013

Schwerpunkt:

**Städtisches Kulturerbe:  
zwischen Konservierung, Inszenierung  
und Verwertung**

Robert Kaltenbrunner/Matthias Ripp (Hrsg.)



Forum Stadt  
Verlag



## Vierteljahresschrift für Stadtgeschichte, Stadtsoziologie, Denkmalpflege und Stadtentwicklung

Herausgegeben vom »Forum Stadt – Netzwerk historische Städte« e.V. in  
Verbindung mit Gerd Albers, Harald Bodenschatz, Tilman Harlander,  
Friedrich Mielke, Jürgen Reulecke, Erika Spiegel und Jürgen Zieger

### **Redaktionskollegium:**

*Hans Schultheiß* (Chefredakteur) –

*Prof. Dr. Dietrich Denecke*, Universität Göttingen,  
Geographisches Institut

*Prof. Dr. Andreas Gestrich*, London,  
Deutsches Historisches Institut

*Dr. Theresia Gürtler Berger*, Luzern

*Prof. Dr. Johann Jessen*, Universität Stuttgart,  
Städtebau-Institut

*Dr. Robert Kaltenbrunner*, Bonn und Berlin,  
Bundesinst. für Bau-, Stadt- und Raumforschung

*Prof. Dr. Hans-Rudolf Meier*, Bauhaus-Universität  
Weimar, Denkmalpflege und Baugeschichte

*Prof. Dr. Ursula von Petz*, Universität Dortmund

*Prof. Dr. Klaus Jan Philipp*, Universität Stuttgart,  
Institut für Architekturgeschichte

*Volker Roscher*, Architektur Centrum Hamburg

*Prof. Dr. Dieter Schott*, TU Darmstadt,  
Institut für Geschichte,

*Prof. Dr. Holger Sonnabend*, Universität Stuttgart,  
Historisches Institut

### **Redaktionelle Zuschriften**

und Besprechungsexemplare werden an die  
Redaktionsadresse erbeten:

Forum Stadt  
Postfach 100355  
73728 Esslingen  
E-mail: [hans.schultheiss@esslingen.de](mailto:hans.schultheiss@esslingen.de)

Tel. +49(0)711 3512-3242; Fax +49(0)711 3512-2418  
Internet: [www.forum-stadt.eu](http://www.forum-stadt.eu)

Die Zeitschrift Forum Stadt ist zugleich Mitglieder-  
zeitschrift des ca. 110 Städte umfassenden  
»Forum Stadt – Netzwerk historische Städte« e.V.

### **Erscheinungsweise:**

jährlich 4 Hefte zu je mind. 88 Seiten.

### **Bezugsbedingungen:**

Jahresabonnement EUR 89,- Einzelheft EUR 24,-  
Vorzugspreis für Studierende EUR 64,-  
jeweils zzgl. Versandkosten.

Ein Abonnement gilt, falls nicht befristet bestellt,  
zur Fortsetzung bis auf Widerruf. Kündigungen  
des Abonnements können nur zum Ablauf eines  
Jahres erfolgen und müssen bis zum 15. November  
des laufenden Jahres beim Vertrieb, Verlag oder  
der Redaktion eingegangen sein.

### **Vertrieb:**

Südost Verlags Service GmbH  
Am Steinfeld 4, D - 94065 Waldkirchen  
Fax +49 (0) 8581 - 9605-0  
E-mail: [info@suedost-verlags-service.de](mailto:info@suedost-verlags-service.de)

### **Verlag:**

Forum Stadt Verlag (FStV)  
Ecklenstraße 32, 70184 Stuttgart  
E-mail: [forumstadtverlag@email.de](mailto:forumstadtverlag@email.de)

Mit Namen gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbeding-  
t die Meinung der Redaktion wieder. Redaktion und  
Verlag haften nicht für unverlangt eingesandte Manu-  
skripte. Die der Redaktion angebotenen Originalbeiträge  
dürfen nicht gleichzeitig in anderen Publikationen veröf-  
fentlicht werden. Mit der Annahme zur Veröffentlichung  
überträgt der Autor dem »Forum Stadt – Netzwerk histo-  
rischer Städte« e.V. und dem Verlag das ausschließliche  
Verlagsrecht für die Zeit bis zum Ablauf des Urheber-  
rechts. Eingeschlossen sind insbesondere auch das Recht  
zur Herstellung elektronischer Versionen und zur Ein-  
speicherung in Datenbanken sowie das Recht zu deren  
Vervielfältigung online und offline. Alle in dieser Zeit-  
schrift veröffentlichten Beiträge sind urheberrechtlich ge-  
schützt. Kein Teil der Zeitschrift darf außerhalb der engen  
Grenzen des Urheberrechts ohne schriftliche Genehmi-  
gung in irgendeiner Form reproduziert oder in eine von  
Maschinen, insbesondere von Datenverarbeitungsanla-  
gen verwendbare Sprache übertragen werden.

Druck: Griebisch & Rochol Druck, Hamm

© 2013 Forum Stadt e.V., Esslingen  
Printed in Germany / ISSN 2192 - 8924



Bis zum 37. Jahrgang 2010 erschien die »Viertel-  
jahresschrift für Stadtgeschichte, Stadtsoziolo-  
gie, Denkmalpflege und Stadtentwicklung« unter  
dem Obertitel »Die alte Stadt« (ISSN 0170-9364).

# STÄDTISCHES KULTURERBE: ZWISCHEN KONSERVIERUNG, INSZENIERUNG UND VERWERTUNG

Herausgegeben von  
Robert Kaltenbrunner und Matthias Ripp

*Robert Kaltenbrunner / Matthias Ripp*

Editorial ..... 99

## ABHANDLUNGEN

*Arnold Bartetzky*

Kommerzialisiert, inszeniert, eventisiert:  
Altstädte zwischen Übernutzung und Degradierung ..... 105

*Gerhard Vinken*

Unstillbarer Hunger nach Echtem. Frankfurts neue Altstadt  
zwischen Rekonstruktion und Themenarchitektur ..... 119

*Jürg Sulzer*

Revitalisierung der Stadt ..... 137

*Matthias Ripp*

Krisen: Chancen für die Altstadt? Zur Rolle des gebauten Kulturerbes  
als urbaner Resilienzfaktor ..... 149

*Robert Kaltenbrunner*

Der Zukunft müde? Erhalt, Transformation und Inwertsetzung  
des städtischen Kulturerbes ..... 162

*Michael Mönninger*

Erinnerungen an die Zukunft –  
Zur Konstruktion synthetischer Erinnerungsorte ..... 181

*Bernd Vollmar*

Substanz oder Feeling oder ganz anders –  
Zur Instandsetzung von Fassaden der 1960er Jahre ..... 193

**AUTORINNEN / AUTOREN** ..... 200

**BESPRECHUNGEN**

- WINFRIED SPREITKAMP (Hrsg.), Europäisches Kulturerbe – Bilder  
Traditionen, Konfigurationen (*Robert Kaltenbrunner*) ..... 201
- WILFRIED WANG (Hrsg.), Kultur:Stadt (*Robert Kaltenbrunner*) ..... 201
- CLEMENS ZIMMERMANN (Hrsg.), Stadt und Medien. Vom Mittelalter  
bis zur Gegenwart (*Inge Marszolek*) ..... 203
- KLAUS BRAKE / GÜNTER HERFERT (Hrsg.), Reurbanisierung: Materialität  
und Diskurs in Deutschland (*Tilman Harlander*) ..... 206

---

Umschlag:

Zug Kaiser Karls VII. in Frankfurt a. M.  
vom Dom zum Römer, 1742 (Ausschnitt)

Radierung von Elias Baeck, 1679-1747 (gen. Heldenmuth)

© historisches museum Frankfurt; Foto: Horst Ziegenfusz.

---

## STÄDTISCHES KULTURERBE: ZWISCHEN KONSERVIERUNG, INSZENIERUNG UND VERWERTUNG

### EDITORIAL

Historische Städte stehen im 21. Jahrhundert vor großen Herausforderungen, denn das Spannungsfeld zwischen den beiden „klassischen“ Polen Konservierung und aktuellem Verwertungsinteresse hat sich längst erweitert. Immer stärker werden Altstädte zum Gegenstand gezielter Inszenierung, sei es durch Festspiele und Großveranstaltungen, sei es durch das Programm der europäischen Kulturhauptstädte selbst, oder Labels wie dem UNESCO-Welterbe bzw. dem Europäischen Kulturerbesiegel. Sie sind längst Teil der Erlebnisgesellschaft und somit auch ein eminenter Wirtschaftsfaktor. In dieser Spirale droht kulturhistorisch wertvollen Innenstädten die Gefahr, nur noch im touristischen Sinne schön sein zu müssen. Zur Bewahrung des baukulturellen Erbes gehört jedoch auch, dass der Mensch es schätzt, sich in seiner Stadt umgeben von Geschichte zu bewegen und Identifikation verspüren zu können. Im Abwägen der Belange erhalten Interessenausgleich und neuartige Managementaufgaben für historische Städte immer stärkere Bedeutung.

Weil „Stadt“ etwas ist, das sich in ständiger Veränderung befindet, ist es freilich ein grundsätzliches Problem, auf eine strikte Bewahrung abzustellen, deren hermetischer, das Ensemble en bloc festschreibender Charakter nicht die notwendige Anpassungs- und Aneignungsleistung verspricht. Stadtentwicklung und Denkmalschutz sind keine Gegensätze, obgleich sie oft so stilisiert werden. Ganz neu ist diese Problematik zwar nicht, aber drei bundespolitische Programme (die Nationale Stadtentwicklungspolitik, das Bund-Länder-Programm Städtebaulicher Denkmalschutz sowie das Sonderinvestitionsprogramm Nationale UNESCO-Welterbestätten) unterstreichen die akute Bedeu-



tung und illustrieren, dass das Thema sich durchaus in einen größeren gesellschaftlichen Rahmen einfügt.

Dabei zeigt die große Anzahl der oft gut erhaltenen historischen Stadtkerne, dass nicht nur in Groß- und Mittelstädten, sondern insbesondere auch in Kleinstädten das historische Erbe sorgfältig gepflegt wird. Damit tragen die Kommunen in Zeiten der Schnelllebigkeit dem Bedürfnis nach Kontinuität, Vertrautheit und Identität Rechnung. Trotzdem – oder gerade deshalb – stehen die historischen Stadtkerne vielerorts zunehmend unter (Verwertungs-) Druck. Wie die Erfahrung lehrt, lassen sich aktuelle Entwicklungen wie auch Herausforderungen anhand dreier wiederkehrender Begriffe subsumieren: Konservierung, Inszenierung und Verwertung. Freilich scheint es geboten, sie in einem grundsätzlichen Sinne aufzurufen und im Zusammenhang mit der Zukunftsfähigkeit der historischen Städte zu beleuchten.

Beim Aspekt der „Konservierung“ etwa wären heute auch jene denkmalpflegerischen Herausforderungen zu sehen, welche die demografischen Entwicklungen implizieren. Denn grundsätzlich divergierende Rahmenbedingungen in wachsenden und schrumpfenden Regionen und unterschiedliche Bestände und Strukturen erfordern auch unterschiedliche Strategien und Vorgehensweisen. Statt der allenthalben zu beobachtenden Über- oder Unternutzung geht es um eine qualifizierte Weiterentwicklung der Städte, die allerdings auf Seiten der Nutzer auch den Abbau gewohnter Vorurteile und Verhaltensänderungen erfordert. Wenngleich in der Fachgemeinde die respektvoll-behutsame, prozessuale In-Wert-Setzung des historischen Kulturerbes weitgehend konsensual sein dürfte, so spielen doch die jeweiligen Handlungszwänge und Restriktionen einer Kommune auch eine prägende Rolle. In der Konservierung des Bestandes, aber auch in der Aufgabe der Sicherung preiswerten Wohnraums kommt der Stadt im Umgang mit den privaten Eigentümern und Investoren eine eminent verantwortungsvolle Rolle als Vermittlerin zu. In jüngster Zeit offenbart sich eines der größten Konfliktfelder in einer „gefährdeten Spezies“, den bislang noch wenig geschätzten und häufig von Abriss bedrohten Fassaden von Gebäuden der 1960er Jahre, von denen aus heutiger Perspektive viele als schützenswert eingestuft werden müssen. Dennoch zeigen zahlreiche Beispiele aus Deutschland und Österreich, dass für den im Umgang mit diesen Bauten typischen Konflikt „Baukultur kontra Klimaschutz“ durchaus ästhetisch und energetisch sinnvolle Lösungen möglich sind.

Womöglich aber erweist sich der Begriff „Konservierung“ als zu eng, zumal es auf der Ebene des Quartiers oder gar der ganzen Altstadt eine reine Bewahrung nicht geben kann. Vielleicht sollte man stattdessen eher von „Inwertsetzung“ sprechen – ein Begriff, der die „qualifizierte Weiterentwicklung“ der Stadt einschließt. Komplementär dazu legt der Term von der „Störung“ das Konfliktpotential offen und mahnt die notwendige Transparenz an. In jedem Fall braucht es eine stärkere Sensibilisierung gegenüber den Belangen, Interessen und Handlungszwängen der jeweils „Anderen“. Die unterschiedlichen Paradigmen können nachhaltig nur mit Hilfe integrierter Planungsansätze über-

wunden werden. Im immer komplexer werdenden System „Stadt“ kommt das Paradigma der sektoralen Planungen bei vielen Aufgaben an seine Grenzen. Systemisches Denken, die interdisziplinäre Zusammenarbeit, die bessere Einbindung der Bürger und Stakeholder kann dabei nur gelingen, wenn der gemeinsame Wille zu übergeordneten Planungszielen sowohl auf der politischen als auch auf der Fach- und Verwaltungsebene vorhanden ist. Den Herausforderungen, welche auf die Städte zukommen, wie Klimawandel, demografischer Wandel, etc. kann nur mit Hilfe von Querschnittsstrategien effizient begegnet werden.

Die „Inszenierung“ der Stadt verfügt ebenfalls über eine lange und vielfältige Tradition. In jüngerer Zeit nehmen allerdings die Konflikte zwischen touristisch ausgerichteten Inszenierungsbemühungen und genuinen Bedürfnissen der Bewohner besonders in stark frequentierten historischen Altstädten zu. Schon deshalb braucht es ein differenziertes Bild aktueller Formen des „In-Szene-Setzens“ von historischen Altstädten. Auffällig sind insbesondere Homogenisierungstendenzen im Rahmen von Sanierungsprozessen und der Stadtbildgestaltung. Eine These dabei lautet, dass die Altstadt eine Art Gegenentwurf zur Moderne darstelle, zugleich aber einen Akt einer gezielten „Produktion“. Demgegenüber gibt es mancherorts eine dezentrale und heterogene Inszenierungsstrategie, indem Gestaltungswettbewerbe für verschiedene Stadtplätze einzeln durchgeführt werden – eine Form kommunaler Selbstdarstellung, die von den Bürgern regelmäßig gut angenommen wird.

Inszenierungen der Städte und Inszenierung in den Städten sind – bis zu einem gewissen Maße – sinnvoll, ja notwendig; Feste und Events gehören unabdingbar zur Geschichte der Stadt. Dies darf indes nicht zur unkritischen Akzeptanz führen. Zwei Fragen haben sich als zentral herauskristallisiert: Wann ist es des Guten zu viel? Und wem dient die Inszenierung? In der Konsequenz bleibt festzuhalten, dass Grad und Intensität zeitgenössischer Inszenierung von Altstädten in erster Linie aus den Bedürfnissen der Stadtbevölkerung selbst generiert werden sollte. Das richtige Maß zwischen Deregulierung und Überregulierung ist hier zum Erreichen einer guten Qualität unabdingbar.

Beim dritten Begriff, dem der „Verwertung“, wäre grundsätzlich darauf hinzuweisen, dass eine rein ökonomische Sicht entschieden zu kurz greift. Exemplarisch lässt sich das veranschaulichen an der Nachkriegs-(Wiederaufbau-)Architektur im historischen Kern der Stadt München, deren Umfang und Wert bis heute nicht die notwendige Anerkennung gefunden hat. Eine Besonderheit liegt dabei im weitgehenden Respekt vor dem historischen Stadtgrundriss und einer kleinteiligen Parzellenstruktur. Dieser „gebaute Respekt“ mag zwar manch aktuellem, großmaßstäblichem Bauprojekt die Realisierung erschweren, er half aber – paradoxerweise – auch ein Umfeld zu gestalten, das solche Investitionswünsche überhaupt erst befördert. Wenn man diese Beobachtung überträgt, darf man entsprechend nicht allein Kosten und Erträge von Denkmälern ins Visier nehmen, sondern sollte die bisherige übliche Sichtweise (private Folgeausgaben nach öffentlicher Förderung) anreichern hin zu einer stärker volkswirtschaftlich

orientierten Berechnung – in Anlehnung etwa an die Debatten über eine alternative Brutto sozialproduktberechnung.

Grundsätzlich ist das Verwertungsinteresse von Immobilien in historischen Städten so legitim wie nachvollziehbar. Durch die frühzeitige Einbeziehung konservatorischer Belange können vertretbare Lösungen gefunden werden, welche die Persistenz der vielerorts noch wichtigen Wohnnutzung in historischen Städten ermöglicht. Patentrezepte für den (protektiven) Umgang mit historischen Altstädten freilich gibt es nicht; stets sind hier ortsspezifische Strategien erforderlich. Beispielsweise stellt sich in den Wachstumsregionen – angesichts der gegenwärtig emporschnellenden Immobilienpreise und der begleitenden Gentrification-Debatte – das Problem der Mieterverdrängung und der drohende Verlust an sozialer Mischung. Auf der anderen Seite artikuliert sich in den schrumpfenden Regionen die Sorge vor zu viel und zu schnellem Abriss – und dies betrifft neben Gründerzeitbeständen auch noch nicht allgemein geschätzte Bestände aus den 1960er Jahren. Darüber hinaus ist es notwendig, nicht nur die Gegenwart in den Blick zu nehmen, sondern auch darüber nachzudenken, was das für künftige Generationen heißt.

Implizit sind damit eine Reihe von Fragen aufgeworfen: Müssen wir aufgrund des demografischen Wandels eine Auswahl der schützenswerten Denkmäler treffen? Oder schützen wir in vielen Städten eher noch zu wenig? Welche Auswirkungen haben neue Trends der städtischen Inszenierung wie z.B. niveaugleicher Ausbau oder Lichtkonzepte auf die Persistenz der historischen Altstädte? Was sind die wirtschaftlichen Chancen und Grenzen einer historischen Immobilie? Wann ist die Grenze der Eventisierung unserer Altstädte überschritten? Werden angestammte Funktionen wie Lebensmitteleinzelhandel aus unseren Altstädten verdrängt? Wie kann man gegensteuern? Nützen oder schaden einer denkmalgerechten Erneuerung die Imperative, die aus den Ansprüchen einer energetischen Sanierung mit aktivem Klimaschutz entstehen (Stichwort „Einpacken“)? Damoklesschwert Gentrifizierung – werden finanzschwache Mitbürger vertrieben? Welche Reaktionsstrategien gibt es? Sind wir zu investorenfreundlich? Reichen die bestehenden Rechtsnormen und Schutzsysteme aus, auch die visuelle Integrität von städtebaulichen Ensembles zu schützen? Reichen unsere traditionellen kommunalen Reaktionsstrategien aus? Haben wir die richtigen Prioritäten und Zielgruppen im Fokus? Wie können wir unsere Bürger bei diesen Prozessen gut mitnehmen? Sind wir ausreichend auf künftige Krisen vorbereitet?

Hilft es womöglich weiter, den Begriff der „Resilienz“ als Parameter auch für das städtische Kulturerbe ins Spiel zu bringen? Erzeugen doch aktuelle Herausforderungen – wie etwa der Klimawandel, die Eurokrise oder die Frage der weiteren Energieversorgung unserer Gesellschaft – eine Situation der Unbestimmtheit und Vulnerabilität, in der sich wiederum die dringende Frage stellt nach der Robustheit und Anpassungsfähigkeit der Städte, derartigen schweren Belastungen und Umwälzungen gewachsen zu sein, ohne ihre Identität, ihre Eigenart vollständig zu verlieren. Und eben dies ist die Frage nach der



**Abb.:** Tagung »Städtisches Kulturerbe zwischen Konservierung, Inszenierung und Verwertung« vom 27.-28. September 2012 im Besucherzentrum Welterbe in Regensburg.

Resilienz. Um sich auf Krisen vorzubereiten, kann ein historischer Rückblick zugleich hilfreich und ernüchternd wirken, insbesondere mit den Fragen nach früheren Krisenbewältigungen: Wie sind die Städte in ihrer langen Geschichte z.B. mit den Folgen der Pest und mit den Zerstörungen der Feuersbrünste umgegangen, ohne ihre Identität zu verlieren? Haben wir eigentlich schon richtig begriffen, in welchem Maße die Europäischen Städte in den letzten 50 Jahren vom höchst robusten Bau- und Infrastrukturerbe des langen 19. Jahrhunderts gelebt haben? Wie z.B. die alten Handpumpen in Berlin, die an jeder Straßenecke standen, das Überleben der Bevölkerung bei Ende des Zweiten Weltkriegs gesichert haben? Wie sieht es in dieser Hinsicht mit unserer Infrastruktur heute aus? Wie stand es in der langen Geschichte der Stadt mit den Kräften lebendiger Selbstorganisation – etwa die Selbstversorgung in den Städten Osteuropas nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion aus den Produkten der „Datschen“ und Kleingärten? Wäre daraus nicht zu folgern, eine gewisse Unbestimmtheit als Freiheit und Chance zu einer der Zukunft verpflichteten und verantwortbaren Gestaltung zu akzeptieren? Und zudem eine Baukultur zu fordern, die die notwendige, qualitätsvolle Transformation des Baubestandes als ihre Hauptaufgabe sieht? Zumindest lässt sich festhalten, dass die Frage nach dem Umgang mit dem städtischen Kulturerbe kein Thema nur für Fachleute ist: Sie geht uns alle an!

Grund genug, dem eine Konferenz zu widmen: Gemeinsam mit der Stadt Regensburg und der Bayerischen Architektenkammer lud das „Forum Stadt – Netzwerk historischer Städte e.V.“ am 27. und 28. September 2012 zu seiner Herbsttagung nach Regensburg ein. Rund 150 Teilnehmerinnen und Teilnehmer aus der Stadtentwicklung, Denkmalpflege, Stadtforschung, Architektur, Immobilienwirtschaft und der Stadtverwaltung kamen zusammen, um zum Thema „Städtisches Kulturerbe zwischen Konservierung, Inszenierung und Verwertung“ zu tagen.

Die folgenden Beiträge und Essays gehen zwar auf diese Konferenz zurück, spiegeln indes nicht notwendig deren Verlauf, zumal sie ohnehin lediglich einen Ausschnitt darstellen, sondern verstehen sich als eigenständige Reflexionen.

*Robert Kaltenbrunner / Matthias Ripp*

Berlin / Regensburg / Esslingen

April 2013

## KOMMERZIALISIERT, INSZENIERT, EVENTISIERT: ALTSTÄDTE ZWISCHEN ÜBERNUTZUNG UND DEGRADIERUNG

Eventkultur und Tourismus erobern die Altstädte. Straßen und Plätze historischer Zentren werden zunehmend kommerziell verwertet und als umsatzgenerierende Kulissen für Aktivitäten der Erlebnisgesellschaft inszeniert. Dieser in letzter Zeit immer wieder und in der Regel mit einem kritischen Unterton vorgebrachte Befund war Ausgangspunkt der vom „Forum Stadt“ veranstalteten Tagung „Städtisches Kulturerbe zwischen Konservierung, Inszenierung und Verwertung“, aus der dieser Text hervorgegangen ist.<sup>1</sup> Im Folgenden wird zunächst zwei Fragen nachgegangen, die dieser Befund aufwirft. Erstens: Inwieweit ist das Phänomen neu? Zweitens: Inwieweit ist es beklagenswert?

Die erste Frage ist einfach zu beantworten: Seit es Städte gibt, werden ihre Zentren als Bühnen für Großveranstaltungen in Szene gesetzt und im Dienst kommerzieller Verwertungsinteressen vermarktet. Ein Beispiel dafür sind Einzüge von Herrschern, städtische Feste und andere aufwendig choreographierte öffentliche Feiern im Mittelalter und der Frühen Neuzeit (Abb. 1).<sup>2</sup> Nach heutiger Terminologie waren das Mega-Events. Auch wenn ein Großteil von ihnen vorwiegend der fürstlichen Machtrepräsentation diente, scheuten die Städte bei der Vorbereitung dieser Massenaufläufe keinen Aufwand, denn sie erhofften sich von ihnen wirtschaftliche Effekte und Reputationsgewinn. Straßen und Plätze wurden, oftmals auf städtische Kosten, mit prachtvollen temporären Bauten wie Tribünen und Ehrenporten geschmückt, für deren Gestaltung man die besten Künstler und Handwerker verpflichtete. Die Feierlichkeiten waren minutiös durchgeplant, bei der Choreographie wurde nichts dem Zufall überlassen. Vertreter von Stadtr Regiment und Bevölkerung spielten darin die ihnen zugewiesene Rolle und formten damit ein Idealbild der Stadtgesellschaft, das durch Beschreibungen der Ereignisse, seit dem 16. Jahrhundert in gedruckter Form, medial vermittelt wurde. Wie zum Beispiel die Siegesfeiern nach

- 1 Herbsttagung „Städtisches Kulturerbe zwischen Konservierung, Inszenierung und Verwertung“ in Regensburg vom 27.-28. September 2012; veranstaltet von „Forum Stadt – Netzwerk historischer Städte e.V.“ in Zusammenarbeit mit der Stadt Regensburg und der Bayerischen Architektenkammer. Für Hinweise danke ich Marina Dmitrieva, Christine Gözl, Piotr Jaros, Ulrike Nürnberger und Stephanie Zumbrink.
- 2 G.J. Schenk, Zeremoniell und Politik. Herrschereinzüge im spätmittelalterlichen Reich, Köln/Weimar/Wien 2003; R. Strong, Feste der Renaissance 1450-1650. Kunst als Instrument der Macht, Freiburg i. Br./Würzburg 1991.



Abb. 1: Mega-Event im frühneuzeitlichen Frankfurt: Zug von Kaiser Karl VII. vom Dom zum Römer; Radierung von Elias Baeck, gen. Heldenmuth, 1742; Quelle: Historisches Museum Frankfurt; Foto: H. Ziegenfusz.

dem Deutsch-Französischen Krieg von 1870/71 und die späteren Feierlichkeiten an den Jahrestagen der Schlacht bei Sedan zeigen, war diese mittelalterlich-frühneuzeitliche Tradition in Deutschland, nunmehr mit einer stark nationalistischen und militaristischen Prägung, noch im wilhelminischen Kaiserreich sehr lebendig.<sup>3</sup>

Für Städte waren die zwischen ritueller Herrschaftsaffirmation und Volksfest oszillierenden Großveranstaltungen von vielfältigem Nutzen. Die Besuchermassen konsumierten Lebensmittel und Getränke, Händler, Handwerker und Hoteliers profitierten vom Kundenandrang. Dank der schriftlichen Berichte dienten die Feierlichkeiten auch der

3 F. Schellack, Sedan- und Kaisergeburtstagsfeste, in: D. Düding/P. Friedemann/P. Münch (Hrsg.), Öffentliche Festkultur. Politische Feste in Deutschland von der Aufklärung bis zum Ersten Weltkrieg, Reinbek 1988, S. 278-297; U. Schneider, Einheit ohne Einigkeit. Der Sedantag im Kaiserreich, in: S. Behrenbeck / A. Nützenadel (Hrsg.), Inszenierungen des Nationalstaats. Politische Feiern in Italien und Deutschland seit 1870/71, Köln 2000, S. 27-44.

langfristigen Vermarktung der Städte. Die öffentliche Festkultur war damit ein wichtiger Wirtschaftsfaktor für die Kommunen.

Ebenso alt wie die performative Bespielung und Inszenierung der Stadt bei besonderen Anlässen ist ihre dauerhafte Eigenwerbung durch Wort und Bild. Städtische Obrigkeiten investierten kommunales Geld in üppig illustrierte Stadtbeschreibungen und versuchten, potentielle Autoren von Reiseberichten so zu bearbeiten, dass ihre Stadt darin so gut wie möglich wekommt. Auch wenn es damals noch keinen Welterbetitel, keine Kulturhauptstadt Europas und keinen Massentourismus gab, versuchten Städte von jeher, sich auch überregional als Reiseziel zu profilieren und damit Geld ausgebende Besucher zu locken, wobei sie mit attraktivem Stadtbild und reicher Geschichte warben.

Das Phänomen der Inszenierung historischer Innenstädte durch Veranstaltungen und Stadtmarketing ist also nicht neu. Wenn es uns neu vorkommt, dann vielleicht deshalb, weil sich die meisten Altstädte im Laufe des 19. und 20. Jahrhunderts vom repräsentativen Wohnort des Patriziats und von der „guten Stube“ der gesamten Stadtgesellschaft zu Armutsvierteln entwickelt hatten – berüchtigt für ihre hygienischen Missstände, sozial stigmatisiert, verachtet durch Stadtplaner und Architekten. Bis in die Nachkriegszeit, ja bis in die 1970er Jahre gab es dort in den Augen der meisten Zeitgenossen, von ein paar Einzelbauten abgesehen, nichts zu inszenieren.

Dass sich dies mittlerweile radikal geändert hat, dass nicht nur herausragende Bau- und Denkmäler, sondern ganze historische Stadtzentren längst wieder als inszenierungswürdig gelten, darüber kann man nur froh sein. Ohne diesen Wandel wäre wohl manch eine Altstadt, die heute vor Vitalität strotzt – und Riesenumsätze erzeugt –, inzwischen Plannierstraßen überlassen worden.

Was aber sind die Unterschiede zwischen der Bespielung und Vermarktung der Stadtzentren heute und vor der Moderne? Und woher kommt das Unbehagen an heutigen Praktiken? Zunächst natürlich von der zunehmenden Häufigkeit der Veranstaltungen: Waren es einst, wenn es hochkommt, ein paar größere Feierlichkeiten im Laufe eines Jahrzehnts, so vergeht heute in vielen Städten kaum eine Woche ohne ein Altstadt-Event mit Verkaufsbuden, Großbühne und Dauerbeschallung (Abb. 2).



Abb. 2: Städtische Partyroutine: Altstadtfest in Lingen;  
Quelle: <http://www.lwt-lingen.de>

Zu den unangenehmen Effekten dieser Übernutzung des Stadtraums gehört die Verdrängung alltäglicher Versorgungsfunktionen und bewährter Einrichtungen. Ein Beispiel dafür sind die erschwerten Existenzbedingungen des Wochenmarkts in meinem Wohnort Leipzig. Der von regionalen Erzeugern geprägte Markt, der nach Ende der DDR mühsam aufgebaut wurde und inzwischen eine große Stammkundschaft hat, ist eine Erfolgsgeschichte und ein Glücksfall für Leipzig. Mit viel Geduld und Beharrlichkeit ist hier Bauern aus der Umgebung und dem immer rarer werdenden kleinteiligen privaten Handel etwas gelungen, das sich jede Stadt nur wünschen kann: die Etablierung eines populären, kommunikativen Rituals im urbanen Alltag, das zuverlässig eine vorwiegend qualitätsbewusste und flanierfreudige Käuferschicht in das Zentrum lockt.

Trotzdem wird dem Leipziger Wochenmarkt eine der wichtigsten Erfolgsbedingungen des Markthandels, nämlich die Kontinuität des Standorts, ohne Not versagt. Die Stadt stellt die Bindung der Kunden an ihre Händler regelmäßig auf eine harte Probe, indem sie den Markt immer wieder von dem ihm traditionellerweise zustehenden Marktplatz am Alten Rathaus verbannt, weil dieser für vermeintlich wichtigere Veranstaltungen gebraucht wird. Nach Auskunft des Leipziger Marktamts gehören dazu alljährlich: die Ostermesse, der Frühjahrsmarkt, das Stadtfest, das Weinfest, das Musikfestival „Classic Open“, die Leipziger Markttage und der Weihnachtsmarkt. Hinzu kommen unregelmäßige Sondernutzungen des Platzes, etwa durch Veranstaltungen von Firmen.<sup>4</sup> Über einen Großteil des Jahres finden die Kunden den Markt nicht dort, wo er hingehört, sondern müssen ihre Händler an wechselnden, weniger attraktiven Ausweichstandorten suchen.

Ein quantitativer Sprung gegenüber früheren Praktiken zeigt sich nicht nur in der Nutzung der Altstädte durch die Eventindustrie, sondern auch und erst recht in deren Verwertung als Reiseziel. Waren Stadtbewohner einst über fast jeden Besucher froh, weil er Einnahmen und Abwechslung brachte, so gehört heute die Klage über Touristenmassen, die die Gassen verstopfen, die Preise nach oben treiben und letztlich die alteingesessene Bevölkerung verdrängen, zum Alltag unzähliger historischer Städte.

Die Vermassung der Stadt als Veranstaltungsort und Besuchsziel bringt aber auch ein Qualitätsproblem mit sich. In vormodernen Epochen sahen die Städte die Großveranstaltungen nicht zuletzt als Mittel zur Selbstnobilisierung. Sie schauten bei der Ausrichtung von Feierlichkeiten gleichsam nach oben. Königliche Einzüge, bei denen Stadtvertreter Herrschern auf Augenhöhe begegnen und damit städtisches Selbstbewusstsein demonstrieren und zugleich stimulieren konnten, sind dafür ein Paradebeispiel. Dieser Wunsch nach Stuserhöhung bestimmte auch den Charakter der Veranstaltungen. Heute dagegen geben viele Städte in Hoffnung auf Einnahmen ihre besten Plätze und Straßen für fast jede Art von Veranstaltung frei, und bei den umworbenen Zielgruppen des Stadttourismus gibt es kaum eine Grenze nach unten. So wenig Grund es gibt, sich vormoderne Ständehierarchien zurückzuwünschen, so unübersehbar sind die Risiken und Nebenwirkun-

4 Schriftliche Auskunft des Leipziger Marktamts vom 25.09.2012.

gen einer nahezu schrankenlosen Bespielung und Vermarktung des Stadtraums, die fast nur noch kommerziellen Interessen folgt.

Die meisten Weihnachtsmärkte, Mittelaltermärkte, Ostermärkte, Altstadtfestе, Weinfeste etc. sind nichts anderes als institutionalisierte Massenfress- und Massenauforgien, die zuverlässig viel Publikum locken, aber in ihrer Häufigkeit und Vulgarität auch einen beträchtlichen Anteil der Bevölkerung abstoßen und einen Bogen um die Innenstadt machen lassen. Zudem verleidet vor allem die häufige Lärmbelastung – alle aufgezählten regelmäßigen Veranstaltungen auf dem Leipziger Marktplatz finden „mit elektronisch verstärkter Musik“ statt<sup>5</sup> – vielen Bewohnern das Leben in der Altstadt.

Gewiss: Derbheit und Rohheit, Lärm und Belästigungen verschiedenster Art gehörten schon immer zur urbanen Existenzform. Angesichts der heutigen Veranstaltungsinflation gilt es aber, ein stadt- und bewohnerverträgliches Maß zu finden. Vielleicht ist ein halbes Dutzend regelmäßiger Veranstaltungen mit hohem Lärm- und Alkoholpegel pro Jahr verkraftbar, da sich die Bewohner rechtzeitig auf sie einstellen und zum Teil, etwa durch Flucht in den Urlaub, Vermeidungsstrategien entwickeln können.

Noch lästiger können aber unerwartete Großveranstaltungen von Firmen sein. Ich erinnere mich etwa an die früheren „Energiesparwochen“ der Leipziger Stadtwerke. Es war vermutlich eine gut gemeinte Idee, das Thema Energiesparen in die Bevölkerung zu tragen. Aber war es dazu nötig und dem Anliegen angemessen, eine Großbühne auf dem Marktplatz aufzubauen und die Stadt mit energiefressender Lärmerzeugung zu terrorisieren? Eine Interessengruppe, die sich bei dieser Gelegenheit präsentieren konnte, überlieferte den Charakter der Veranstaltung im Internet: „Hier haben wir im Rahmen der Leipziger Energiesparwoche eine Live-Performance auf dem Leipziger Marktplatz durchgeführt. Dabei wurde eine große Leinwand mit dem Schriftzug ‚Leipzig braucht Kreativität‘ verschönert. [...] Während unsere Live-DJs die Hip-Hop-Beats durch die Innenstadt hämmern ließen, rockte unser Team was das Zeug hielt.“<sup>6</sup>

Es sind nicht nur die Großveranstaltungen, die das Leben in Innenstädten zunehmend erschweren. Immer mehr Städte haben auch zunehmend ein Dauerproblem mit maßlosem Alkoholkonsum und ebensolcher Lärmerzeugung durch Kneipenbesucher und Parties. Deutschlandweit berühmt sind inzwischen die Klagen der besonders hart geprüften Berliner. Aber auch in kleineren Städten wie zum Beispiel Regensburg reagieren immer mehr Bewohner genervt bis zermürbt. „Die Obermünsterstraße“, berichtet die Mittelbayerische Zeitung am 13. Mai 2011, „ist aufgrund der Kneipendichte kaum noch bewohnbar, am Wiedfang werden vor allem milde Sommernächte aufgrund der Feiern den am Donauufer zur schlaflosen Tortur. Durch reine ‚Wohngassen‘ lärmern in den frühen Morgenstunden fröhliche Heimkehrer.“ Einer Umfrage zufolge meinen zwar 63 Pro-

5 Ebd.

6 Vgl. [www.graffitiverein.de/Projekte/Projekte\\_1998/Energiesparwoche/FR\\_Projekte\\_1998\\_Energiesparwoche\\_Text.html](http://www.graffitiverein.de/Projekte/Projekte_1998/Energiesparwoche/FR_Projekte_1998_Energiesparwoche_Text.html) [28.01.2013].



**Abb. 3:** Zusammenstoß der Kulturen: britische Teilnehmer einer Stag Party in der Altstadt von Krakau; Quelle: [www.richardx.co.uk/2011/07/07/krakow-stag-party/](http://www.richardx.co.uk/2011/07/07/krakow-stag-party/)

zent der – vorwiegend wohl nicht selbst betroffenen – Regensburger, wer in der Altstadt wohne, müsse damit eben leben. Doch die Zeitung mahnt mit Recht: „Regensburg ist Welterbestadt, weil die Altstadt so gut erhalten und aufwendig saniert ist. Wer sie für den Durchschnittsbürger unbewohnbar macht, wird erleben müssen, wie schnell unvermietete Häuser verfallen. Das wäre fatal.“<sup>7</sup>

So beschwerlich Kneipenmeilen und Parties für viele Altstadtbewohner Deutschlands sein können – sie sind ein Luxusproblem gemessen an dem brutalen Alkoholmassentourismus, der in den letzten Jahren einige historische Städte in den östlichen Nachbarländern heimsucht. Krakau zum Beispiel, die für ihre lückenlos erhaltene Altstadt bewunderte, traditionsbewusste einstige Hauptstadt Polens, wurde nach der Einführung von Billigflugverbindungen zum begehrten Reiseziel für die berühmten Stag Parties junger Briten – öffentliche Alkoholexzesse, mit denen werdende Bräutigame Abschied vom Jungesellendasein nehmen (Abb. 3).

Auf die Freude über Massen neuer Kneipenkunden folgte rasch das Entsetzen über deren Verhaltensstandards: Schlägereien, Nackt-Tänze auf Tischen, sexuelle Belästigungen von Kellnerinnen, massenhaftes Urinieren, sogar Onanieren im öffentlichen Raum

7 Vgl. [www.mittelbayerische.de/index.cfm?pid=13465&pk=662882](http://www.mittelbayerische.de/index.cfm?pid=13465&pk=662882) [28.01.2013].



Abb. 4: Blüten des Alkohol- und Sextourismus: Reiseangebot für Prag auf der englischen Website von „Pissup Tours“; Quelle: www.pissup.com

waren fortan an der Tagesordnung. Eine Wette konnte junge Briten auch dazu bringen, nackt eine Runde um den riesigen Marktplatz zu laufen – eine Idee, die der vorwiegend sittenstrengen, nach wie vor stark katholisch geprägten Bevölkerung Krakaus keine Freude machte. Bald breitete sich unter Krakaus Wirten die Einsicht aus, dass das Auftreten der neuen Gäste nicht nur ekelhaft, sondern auch geschäftsschädigend ist. Nachdem andere Kunden zunehmend weggeblieben waren, versuchten die Kneipen, die Invasion der Briten mit Schildern wie „No Stag Parties“ oder mit der Muskelkraft von Türstehern einzudämmen.<sup>8</sup> Doch solange billiger Alkohol lockt und Billigfluglinien transportieren, wird Krakau den Spuk nicht ganz los.

Mittlerweile lebt ein ganzer Reiseindustriestrom vom Alkoholtourismus in historische Städte Ostmitteleuropas. Marktführer scheint das international operierende Reiseunternehmen „Pissup“ zu sein (Abb. 4). Seit 2001 auf dem englischen Markt erfolgreich, hat „Pissup“ inzwischen auch einen deutschen Ableger. Auf dessen Website werden derzeit Reisen in sieben, mit Ausnahme von Amsterdam durchgehend in Ostmitteleuropa gelegene Städte angeboten. Es sind allesamt Perlen der Baukunst, berühmt für schönes Stadtbild und reichen Denkmalbestand.

<sup>8</sup> Vgl. [www.polskaweb.eu/skandaloese-vorfaelle-mit-englischen-touristen-in-krakau.html](http://www.polskaweb.eu/skandaloese-vorfaelle-mit-englischen-touristen-in-krakau.html) [28.01.2013].

Doch „Pissup“ richtet das Interesse durchweg auf andere Qualitäten. So wird etwa Tallinn mit folgender Charakterisierung angepriesen: „Tallinn, Estlands Hauptstadt, ist eine Stadt durchzogen mit Nachtclubs, edlen Stripclubs und unglaublich vielen Kneipen. Das beste daran? Wahnsinnig günstig! Nicht umsonst hat die New York Times Tallinn als Partyhochburg in Europa hervorgehoben. Mit dem offiziellen Titel ‚Partyhauptstadt Nr. 1‘ kann Pissup Euch getrost einen fetzigen Junggesellenabschied garantieren!“ Unter dem Angebot „Gentleman Woche [sic] in Tallinn“ finden sich genauere Informationen zu Konzept und Ablauf der Reise:

*„Warum nicht exzessive Junggesellenabschiede mit einer Brise Stil verbinden? Dieses Paket richtet sich an all jene Männer, die einen Junggesellenabschied mit Stil und einem Hauch von Dekadenz feiern wollen! Am Flughafen (oder Hotel) holen wir Euch mit einer VIP Limousine ab und bringen die Reisegruppe in ein zentrales 3\*\*\* Hotel. Der erste Abend wird mit einer Kneipenführung/Bar Tour eingeläutet. Unser Guide steht Euch 4 Stunden zur Verfügung und richtet sich 100%ig an die Wünsche, Vorstellungen und Bedürfnisse der Gruppe. Cocktailbars, urige Kneipen, Karaoke Bars, oder High-End ‚ich-saufe-champagner-bis-zum-Umfallen‘ Locations – alles möglich! Der Testosteronspiegel steigt am Nachmittag des nächsten Tages, wenn es zur Pissup Militärakademie geht; hier erwartet Euch eine professionelle Schiessanlage mit durchschlagkräftigen Waffen. Ein Wettbewerbsschiessen ermittelt den James Bond in der Gruppe. Gegen Aufpreis können u.a. die Sniper und die AK47 abgefeuert werden. Die Ruhe vor dem Sturm beginnt mit einer Tischreservierung in einem Restaurant Eurer Wahl. (Italienisch, Chinesisch, Lokales essen usw.). Anschliessend startet der sogenannte Stripcrawl, wo die Gentleman’s in den Genuss von 3 top Stripclubs kommen. Unser Guide ist immer dabei und garantiert günstige Preise. Gentleman’s.... in diesem Sinne auf: Pistolen, Pils und Puppen!“<sup>9</sup>*

Die Auswirkungen solcher Exkursionen auf das Stadtleben im beschaulichen Tallinn kann man sich vorstellen. Zynische Geschäftemacher aus dem Ausland verderben also wehrlose Altstädte Ostmitteleuropas? Ganz so einfach ist es nicht. Denn die betroffenen Städte mit ihren ansässigen Gastronomen und Reiseveranstaltern sind an der Verlumpung von Kneipenlandschaft und öffentlichem Leben teilweise selbst schuld, indem sie sich in ihrer Eigenwerbung als billige Partyhochburgen anpriesen. Nun werden sie den Mob nicht los, den sie selbst gerufen hatten.

Dank höherer Bierpreise sind Deutschlands Städte, selbst das von Partytouristen besonders geplagte Berlin, von solchen Verhältnissen bisher weit entfernt. Aber die Häufigkeit von lärmenden Veranstaltungen und die zunehmend invasive Nutzung des öffentlichen Raums machen das Leben in Altstädten auch hierzulande immer anstrengender. Das ist nicht allein den Stadtverwaltungen anzulasten. Manche Stadtväter wollen aber nicht verstehen, dass es den öffentlichen Raum nicht nur vor materieller Beschädigung, sondern auch vor Entwertung durch degradierende Nutzungen zu schützen gilt, die lang-

9 Vgl. [www.pissup.de/tallinn/](http://www.pissup.de/tallinn/) [29.01.2013].

fristig die Verhaltensstandards nach unten schrauben. Nicht alle Städte folgen der Einsicht, die Paul Börsch, Leiter des Amtes für Stadtentwicklung und Stadtplanung in Erfurt, unlängst auf dem Kongress Städtebaulicher Denkmalschutz formuliert hat: „Wofür und in welcher Form eine Stadt ihren öffentlichen Raum hergibt, kennzeichnet ihr kollektives Selbstwertgefühl.“<sup>10</sup>

Der fahrlässige Umgang mit öffentlichem Raum ist auch einer der Gründe dafür, dass bei aller Renaissance der Stadtzentren Familien mit Kindern und Altersgruppen über fünfzig Jahre dort unterrepräsentiert sind.<sup>11</sup> Ein anderer besteht in der Verdrängung des Wohnraums und der Erschwerung des Wohnens durch die Zurichtung des Baubestands für Handel und Tourismus.

Der Handel benötigt immer größere Flächen. Wohnhäuser werden entkernt und zu mehrgeschossigen Läden umfunktioniert oder für Großeinkaufszentren abgerissen, die nach ihrer Ausbreitung auf der Grünen Wiese zunehmend die Innenstädte erobern. In den stark besuchten Altstädten kommt zur oftmals brachialen Anpassung des Baubestands an die Bedürfnisse des großflächigen Handels die Ausweitung touristischer Infrastruktur hinzu: Aus Wohnhäusern werden Hotels, aus alltäglichen Gaststätten schicke Restaurants und Cafés, aus Gemüseläden Andenkenläden und Boutiquen. Je mehr der Tourismus blüht, desto stärker werden in der Regel traditionelle Wohn- und Versorgungsfunktionen verdrängt.

Es ändert sich aber nicht nur die Infrastruktur, sondern auch die Anmutung der Altstädte (Abb. 5). Herausgeputztes Fachwerk, kopfsteingepflasterte Plätze, Straßenlaternen im Retrodesign, verschnörkelte Reklameschilder vom Kunstschmied – all diese Ingredienzien heutiger Altstädte wirken an einer homogenisierenden Inszenierung des historischen Stadtraums mit, wie sie Gerhard Vinken, bezogen auf die Altstadtkonstruktion der Moderne, in seinem Buch „Zone Heimat“ beschrieben hat.<sup>12</sup> Sie überziehen die



Abb. 5: Altstadtinszenierung mit Puppenstubenflair: Lohr am Main; Quelle: [www.balge1.de/8\\_reise.htm](http://www.balge1.de/8_reise.htm)

10 P. Börsch, Historische Stadtquartiere – für Jung und Alt, Vortrag auf dem 20. Kongress Städtebaulicher Denkmalschutz, Göttingen, 30.-31.08.2012; Zitat nach Mitschrift Vf.

11 J. Jessen, Älter? Patina und Jungbrunnen im historischen Quartier, Vortrag auf dem 20. Kongress Städtebaulicher Denkmalschutz, Göttingen, 30.-31.08.2012.

12 G. Vinken, Zone Heimat: Altstadt im modernen Städtebau, Berlin 2010.

Altstädte mitunter mit einem Puppenstubenflair, das touristische Erwartungen bedient, aber für die meisten Städter als dauerhaftes Wohnumfeld wohl unvorstellbar – und unbezahlbar – ist.

Wenn aber eine Altstadt kaum noch Bewohner hat, wird sie, vielleicht von ein paar Rothenburgs abgesehen, langfristig auch für Touristen weniger interessant. Denn sie wird als Kulisse ohne Leben erkannt. Die Stadtplanerin Iris Reuther brachte es kürzlich so auf den Punkt: „Eine Altstadt braucht nicht nur Kunden, sondern auch Leute, die dort einfach sind.“<sup>13</sup>

Deshalb gilt es, eine Balance zu finden. Attraktive historische Städte sollten sich mit dem Tourismus arrangieren, aber sie sind gut beraten, den Denkmalbestand zu schonen, auch wenn er oftmals sowohl touristischer Verwertung als auch manchen kurzfristigen Einwohnerwünschen entgegensteht. Sie können den Stadtraum entsprechend den sich wandelnden Nutzungsanforderungen behutsam weiterentwickeln, aber sie sollten dabei resistent gegen aktuelle Moden sein und darauf achten, dass zentrale Funktionen für die Bevölkerung erhalten bleiben. Dazu gehören Wohn-, aber auch Kultur- und Handelsangebote sowie öffentliche Räume, die nicht nur Touristen locken, sondern auch den Alltagsbedürfnissen der Bewohner entsprechen.

Ein Beispiel für diese Balance im Bereich des Handels bietet der täglich stattfindende, für seinen Charme überregional bekannte Markt in Freiburg im Breisgau (Abb. 6). Auf



**Abb. 6:** Besser als jedes Event: der Münstermarkt in Freiburg;  
Quelle: Freiburg Wirtschaft Touristik und Messe GmbH & Co. KG; Foto: K.-H. Raach.

13 I. Reuther, Weniger – kann mehr sein! Vortrag auf dem 20. Kongress Städtebaulicher Denkmalschutz, Göttingen, 30.-31.08. 2012; Zitat nach Mitschrift Vf.

der sogenannten Bauernseite nördlich des Münsters werden seit Generationen hauptsächlich Obst, Gemüse, Fleisch und Wurstwaren aus der Region für den täglichen Bedarf der Bewohner verkauft. Die Händler auf der Südseite des Münsterplatzes haben sich dagegen mit einem Warenangebot zwischen eingelegten Oliven, luftgetrocknetem Parmaschinken, duftenden Kräutern, Tees und Seifen sowie Andenken und Kunsthandwerk stärker auf Touristen und eine zeitgeistorientierte urbane Klientel mit Hang zur überflüssigen Delikatesse eingerichtet. Auch wenn viele Freiburger rituell versichern, niemals einen Fuß auf die Südseite des Marktes zu setzen, sind die Grenzen zwischen den beiden Hälften – und Kundengruppen – fließend, wobei beide von der jeweils anderen Seite profitieren. Für die Stadt ist der Münstermarkt ein wichtiger Identifikationspunkt und gleichsam eine Insel im Strom des Wandels, gerade weil er so gut wie immer zuverlässig an derselben Stelle ist. Nur einmal im Jahr wird ein Teil der Händler von dem für Freiburg ebenso wichtigen Weinfest in die benachbarten Gassen abgedrängt. Selbst der Weihnachtsmarkt muss mit einem weniger attraktiven Standort Vorlieb nehmen. Die Stadtverwaltung hat verstanden: Auf dem Markt setzt sich das städtische Leben selbst in Szene, und das ist viel besser als jedes Event.

Während immer mehr Altstädte nicht nur durch Eventisierung übernutzt und vom Tourismus beherrscht, sondern auch zur Freude der meisten Bewohner in einem Maße durchsaniert, herausgeputzt und aufgehübscht sind wie noch nie, lässt sich in anderen Teilen der Städte eine scheinbar gegenläufige Entwicklung beobachten, die eine Verinselung der historischen Zentren vorantreibt: Die Altstädte sind umzingelt von Zonen, aus denen jedes Bedürfnis nach Aufenthaltsqualität, Repräsentation, geschweige denn Inszenierung verschwunden zu sein scheint.

Besonders gravierend für die Außenwahrnehmung der Städte ist das Erscheinungsbild der Einfallstraßen. An Leipzigs Dieskaustraße, um nur ein Beispiel aus meiner Stadt zu nennen, wechseln sich bröckelnde Fassaden mit Ruinen und verwahrlosten Baulücken samt Reklamewildwuchs und zerfledderten Zäunen ab; der Straßenbelag ist marode, auf den Bürgersteigen wuchert Unkraut (Abb. 7). Die Straße erweckt den Eindruck, als sei sie nach einer Katastrophe sich selbst überlassen worden und lässt nichts weniger ahnen, als dass sie in eine der attraktivsten Innenstädte Deutschlands führt. Immerhin: Nach Jahrzehnten weitgehenden Nichtstuns bemüht sich die Stadt Leipzig mit-



**Abb. 7:** Ästhetikfreie Zone am Stadtrand: die Dieskaustraße in Leipzig; Foto: A. Bartetzky.



Abb. 8: Schrotthaufen als Visitenkarte: Blick vom Bahnhof Finsterwalde; Foto: A. Bartetzky.

lerweile um die Aufwertung einiger darniederliegender „Magistralen“ – ein aus vielen Gründen mühsames Unterfangen, das allmählich erste Erfolge zeigt.<sup>14</sup>

Ähnlich wie die Einfallstraßen präsentieren sich meist auch die Bahnhofsareale als das Gegenteil einer Visitenkarte. Wer würde etwa vermuten, um wieder eines von unzähligen möglichen Beispielen in der Nähe meines Wohnorts zu nennen, dass man vom trostlosen Bahnhofsumfeld im sächsischen Torgau in wenigen Gehminuten in eine Altstadt von herausragender architekturhistorischer Bedeutung und seltener Schönheit gelangt? Wer von Torgau nichts weiß, kommt beim Anblick der graffitibesmierten Baracken und Ruinen sicher niemals auf die Idee, hier freiwillig auszusteigen. Der ahnungslose Reisende verpasst damit ein einzigartiges Renaissance-Stadtbild – und die Stadt einen der nach wie vor viel zu seltenen Besucher. Nicht ganz so bezaubernd wie Torgau, aber eigentlich auch ganz hübsch ist das rund fünfzig Kilometer weiter östlich gelegene Finsterwalde. Dass das niemand ahnen kann, liegt nicht nur an dem für die Außenwahrnehmung des freundlichen Städtchens denkbar ungünstigen Namen, sondern vielleicht auch am Anblick eines riesigen Schrotthaufens am Bahnhof, mit dem es die Zugreisenden begrüßt (Abb. 8).

<sup>14</sup> Siehe z.B.: [www.leipzig.de/de/buerger/stadtentw/stadtern/gebiete/neue-gebiete/Foerdergebiet-Georg-Schumann-Strasse-21000.shtml](http://www.leipzig.de/de/buerger/stadtentw/stadtern/gebiete/neue-gebiete/Foerdergebiet-Georg-Schumann-Strasse-21000.shtml) [30.01.2013].



**Abb. 9:** Passant, schau mich an: gründerzeitlicher Hauseingang in Leipzig;  
Foto: A. Bartetzky.



**Abb. 10:** Passant, hau ab: Erdgeschoss eines Neubaus in Leipzig;  
Foto: A. Bartetzky.

Nun mag man mit Recht einwenden, dass der Einfluss der Städte auf den Zustand ihrer Einfallstraßen und Bahnhofsareale sehr begrenzt ist. Bei Ersteren erschwert die Vielzahl von Haus- und Grundstückseigentümern ein koordiniertes Handeln, bei Letzteren können sich die Städte am Egoismus der Deutschen Bahn AG die Zähne ausbeißen. Es ist gleichwohl symptomatisch, dass sich heute kaum jemand für diese allgegenwärtigen Missstände interessiert. In kommunalpolitischen Diskussionen spielt das Thema kaum eine Rolle, Architekturzeitschriften und Zeitungsfeuilletons lassen es links liegen.

Ein Grund dafür scheint zu sein, dass die Zonen außerhalb der Stadtzentren kaum noch als ästhetisch zu gestaltende oder gar in Szene zu setzende Räume wahrgenommen werden. Das zeigen in aller Deutlichkeit auch Fassaden und Eingangsbereiche heutiger Wohnbauten, also das unmittelbare Umfeld der Stadtbürger vor ihrer Haustür. Auch hier ist die einstige Visitenkartenfunktion weitestgehend verlorengegangen. Die Gegenüberstellung eines beliebigen Gründerzeithauses in meiner Nachbarschaft (Abb. 9) mit einem wenige Schritte entfernten Neubau der letzten Jahre (Abb. 10) verdeutlicht den Niedergang: hier die große einladende Geste mit einem prachtvollen Eingangsportal als Blickfang einer repräsentativen Fassadenkomposition, dort eine nackte, fensterlose Mauer auf ganzer Länge mit einem dauerhaft versperrten Hoftor aus billigstem Material. Konzentrierte sich das mitunter übersteigerte gründerzeitliche Repräsentationsbedürfnis auf den ersten Eindruck des Hauses bei Besuchern und Passanten – während es hinter der

Fassade meist deutlich sparsamer zugeht –, zeigen die heutigen Neubauten der Öffentlichkeit zunehmend demonstrativ die kalte Schulter. Dass solche antisoziale Architektur bisweilen Gegenreaktionen provoziert, etwa wie im vorliegenden Fall durch Graffitiattacken, ist nicht erstaunlich, um nicht zu sagen: beruhigend.

Auf der Suche nach einer Erklärung für diese Gestaltungsverweigerung in der für die Wahrnehmung eines Gebäudes besonders wichtigen Erdgeschosszone liegt die Vermutung nahe, dass die Bauherren des Mehrfamilienhauses für die gemeinsame Fassade keine Mehrkosten auf sich nehmen wollten.

Leider sehen aber die Fronten der neuen Leipziger Einfamilienhäuser, die unter dem Namen Stadthäuser in den zentrumsnahen Wohnvierteln wie Pilze aus dem Boden schießen, meist auch nicht besser, häufig sogar noch schlechter aus. In den Erdgeschossen zeigen die gereihten Häuser der Öffentlichkeit nachgerade ihre Eingeweide, etwa mit dem klassischen Dreiklang von Garagentor, Klofenster und Mülltonne. Vor allem bei den billigeren Bauten herrscht an den Fassaden oftmals eine totale Architekturabstinenz (Abb. 11). Doch auch die teureren und architektonisch anspruchsvolleren Stadthäuser geben sich mit ihren festungsartig geschlossenen Erdgeschossen nicht weniger abweisend.

Mehr noch als die Verwahrlosung von Einfallstraßen und Bahnanlagen ist der kalt-schnäuzige Autismus solcher Bauten ein Symptom für den Verlust eines gemeinsamen Sinns – eines Sinns dafür, dass alle öffentlichen Räume in der Stadt Repräsentationsräume oder doch zumindest Kommunikationsräume sind, die es entsprechend zu gestalten gilt. Dass dieser Sinn verlorengegangen ist und weite Teile der Städte dementsprechend aussehen, ist wohl einer der Gründe für die Übernutzung und Überinszenierung der Altstädte, die nun eine kompensatorische Funktion haben. Sie werden nicht nur als Gegenbild zur Monotonie moderner Architektur wahrgenommen. Sie sind auch Orte der Sehnsucht nach intaktem und gehegtem öffentlichem Raum.



**Abb. 11:** Gestaltungtotalverweigerung: Reihe neuer Einfamilienhäuser in Leipzig; Foto: A. Bartetzky.

# UNSTILLBARER HUNGER NACH ECHTEM

## FRANKFURTS NEUE ALTSTADT ZWISCHEN REKONSTRUKTION UND THEMENARCHITEKTUR

### 1. FRANKFURTS ALTSTADT

Frankfurts Altstadt, das ist eine lange Geschichte der Zerstörungen und Vernachlässigungen, der Inszenierungen und Umdeutungen. Aus denkmalpflegerischer Sicht ist sie die Aufführung eines Trauerspiels in mehreren Akten, namentlich in der Nachkriegszeit. Die Vorgeschichte ist dabei durchaus typisch. Auf Verdichtung und sozialen Abstieg im 19. Jahrhundert folgten Ansätze zu einer Modernisierung mit großformatigen Neubauten und Straßendurchbrüchen. Um 1900 wurden Braubach- und Domstraße in unmittelbarer Nähe zum Römerberg durchgestochen. Die Frankfurter Altstadt, das wird oft vergessen, war so schon vor den Kriegszerstörungen inselhaft geworden. Seitdem das Frankfurter Stadtzentrum im Zweiten Weltkrieg zur Trümmerwüste gebombt worden ist, sind fast genau 70 Jahre vergangen. Auf dem begrenzten Gebiet zwischen Römer und Dom, um das es hier im wesentlichen gehen wird, sind dabei sehr unterschiedliche städtebauliche Ansätze verfolgt worden, die der Bedeutung des Ortes im Herzen der Stadt nur selten gerecht zu werden versuchten.<sup>1</sup> Nach einer fast skandalösen Untätigkeit, die dem zentralen Gebiet weit über die unmittelbare Nachkriegszeit hinaus nur die Funktion einer Parkfläche zuwies, wurde Anfang der 1970er Jahre das Römer-Areal mit einer großflächigen, dreigeschossigen Tiefgarage überzogen und im Anschluss entlang der Braubachstraße das Technische Rathaus errichtet, ein überdimensioniertes und maßstabssprengendes Sichtbetonhochhaus von Bartsch, Thürwächter und Weber. Brutalismus, das musste man fachunkundigen Besuchern auch hier immer wieder erklären, meint in der Architekturterminologie keineswegs brutal – *béton brut*, wörtlich ‚roher Beton‘, ist gemünzt auf die Materialehrlichkeit moderner Sichtbetonarchitekturen. Der Versuch, ein Wahrzeichen zu installieren in einer Stadt, die sich im Wiederaufbau explizit der architektonischen Moderne verschrieben hatte und als Hochhausstadt zu profilieren suchte, scheiterte hier indessen. Während die Frankfurter Skyline heute weithin akzeptiert ist als wichtigstes

1 Vgl. H.-R. Müller-Raemisch, Frankfurt am Main: Stadtentwicklung und Planungsgeschichte seit 1945, Frankfurt a.M. 1996; G. Pötschke, Dreißig Häuser sind keine Altstadt – zum Ersatzbau für das Frankfurter Technische Rathaus, in: *Deutscher Werkbund Hessen* (Hrsg.), Standpunkte. Zur Bebauung des Frankfurter Römerbergs., Frankfurt a.M. 2007, S. 13-16.

Icon im Stadtmarketing und von vielen Bewohnern unter den Identitätsträgern der Stadt zuallererst genannt wird, regte sich beim Abrissbeschluss des wenig geliebten Technischen Rathauses – wenig überraschend – kaum Widerstand. Die Stadt Frankfurt hat in den letzten Jahrzehnten ungleich bedeutendere Beispiele moderner Hochhäuser bedenkenlos zum Abriss freigegeben.

Den Maßstabssprung, den das Technische Rathaus im historischen Zentrum Frankfurts etablierte, haben Projekte der Folgezeit, wie die postmoderne Schirnkunsthalle (1983-1986 durch das Architekturbüro BJSS) unumkehrbar gemacht. Die zusammen mit der Schirn geplante Bebauung Richtung Römerberg verstand sich als Stadtreparatur, wie sie seit der Internationalen Bauausstellung Berlin in Deutschland populär wurde, und ist räumlich nicht ohne Delikatesse. Die Neufassung von Frankfurts wichtigster Platzanlage, dem Römerberg, brachte der Stadt eine Rekonstruktionsdebatte, die hohe Wellen bis in den Lokalwahlkampf hinein schlug. Als Herzensangelegenheit des Oberbürgermeisters Walter Wallmann (CDU) wurde die östliche Platzwand der ehemaligen „guten Stubb“ schließlich in Fachwerk rekonstruiert und strahlt seitdem schöner als je zuvor, ein Präzedenzfall, auf den noch zurückzukommen sein wird. Das Haus am Dom, und damit schließt diese kurze Vorgeschichte ab, errichtet 2004-2006 nach Plänen von Jochem Jourdan zwischen Dom und Technischem Rathaus, zu einer Zeit, als dessen Abriss schon beschlossen war, wirkte als Gegenargument zum Rekonstruktionsfieber. Es zeigt, jenseits von Geschmacksfragen, wozu moderne Architektur fähig ist, wenn es darum geht, in einem heterogenen Areal Akzente zu setzen, durch einen reflektierten Rekurs auf die Typologie des Bürgerhauses und der historischen Innenstadt. Heute steht das große Haus ratlos an der Baugrube und wirkt selbst wie ein unfreiwilliges Blow-Up.

## 2. „DOM-RÖMER-AREAL“

Der jüngste Akt der wechselvollen Aufführungen in Frankfurts städtischem Herz changiert zwischen Parodie und Seifenoper. Es geht um die Errichtung des „Dom-Römer-Areals“ auf dem Grundstück des eben zu diesem Zweck abgerissenen Technischen Rathauses (Abb. 1, 2). Nüchtern betrachtet handelt es sich bei dem Projekt um die Neubebauung eines mittelgroßen innerstädtischen Areals in kleinteiliger Bebauung und mittlerer Dichte, durchsetzt mit einigen Kopiebauten kriegszerstörter Häuser.<sup>2</sup> Die öffentliche

2 Vgl. K. Marek, Rekonstruktion und Kulturgesellschaft: Stadtbildreparatur in Dresden, Frankfurt am Main und Berlin als Ausdruck der zeitgenössischen Suche nach Identität, Diss. Kunsthochschule Kassel 2009, S. 53-98; vgl. [www.kobra.bibliothek.uni-kassel.de/bitstream/urn:nbn:de:hebis:34-2009101330569/7/DissertationKatjaMarek.pdf](http://www.kobra.bibliothek.uni-kassel.de/bitstream/urn:nbn:de:hebis:34-2009101330569/7/DissertationKatjaMarek.pdf) [20.03.2013]; vgl. auch A. Hansen, Die Frankfurter Altstadtdebatte. Zur Rekonstruktion eines gefühlten Denkmals, in: Die Denkmalpflege 66 (2008), Heft 1, S. 5-17; M. Bideau, Altstadt reloaded, in: Arch+ 204 (2011), S. 100-103. Für Hinweise danke ich Sarah Bonnert, die an der Hochschule für Gestaltung in Offenbach am Main eine Dissertation zum Thema vorbereitet und bereits mehrere künstlerische Arbeiten zu der Umgestaltung des Areals entwickelt hat. Auf ihrer Website

Aufmerksamkeit, die sich für viele Jahre auf dieses Projekt richtete und die Architekturdebatten in Frankfurt erneut zu einem Wahlkampfthema gemacht hat, hängt zweifellos zusammen mit dem schillernden Begriff „Altstadt“. In der inzwischen fest etablierten Benennung des Dom-Römer-Areals als Altstadt bündeln sich alle Phantasien und Hoffnungen, die sich auf dieses Stück Innenstadt richten: die Vorstellung der Möglichkeit einer Rückgewinnung des verlorenen Alt-Frankfurt und die Möglichkeit einer Heilung mit den Mitteln rekonstruktiver Architektur.

Tatsächlich ist die Vorstellung, mit dem Dom-Römer-Areal wäre die Frankfurter Altstadt wiederzugewinnen, die emotionale Triebfeder der langjährigen Debatten. Zunächst hatte nämlich die Vorstellung, einen zentralen Bereich der Innenstadt, der sich in öffentlichem Besitz befindet, neu zu bebauen, keineswegs ungewöhnliche Ideen freigesetzt. Auf dem wohl wichtigsten Grundstück der Stadt sollte das übliche entstehen: ein modernes dichtes Cityquartier, mit Einkaufen, Büros

und etwas Wohnen – *business as usual* (vgl. Abb. 3). Erst die Beliebigkeit und gefällige Gesichtlosigkeit der Siegerentwürfe eines städtebaulichen Wettbewerbs von 2005 hat den schon im Raum stehenden Rekonstruktionsvorschlägen richtig Aufwind gegeben. Ein wichtiges Hilfsmittel für die feste Etablierung der Altstadt im öffentlichen Bildervorrat waren digitale Modelle, die in unterschiedlichen Kreisen Popularität erhielten (vgl. Abb. 4).<sup>3</sup> Immer lauter wurde jetzt der Ruf, hier die „historische Altstadt wieder aufzubauen“, bis die CDU sich schließlich nachdrücklich vor diesen Karren gespannt hat.



Abb. 1: Der Bauplatz der neuen Altstadt: Frankfurt, Technisches Rathaus mit Dom und Schirn; Foto: *Dontworry/wikimedia*.

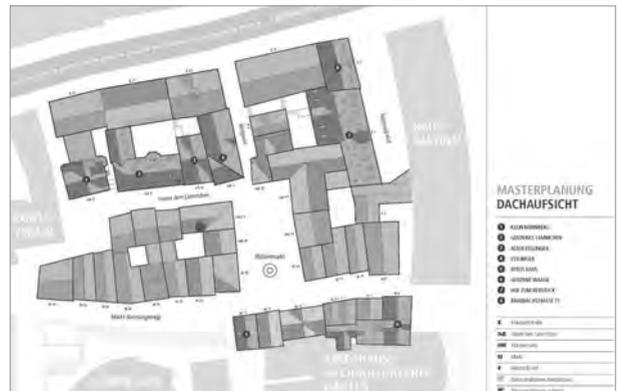


Abb. 2: Neue Dachlandschaft: Masterplan des DomRömerAreal; Quelle: *Dom Römer GmbH*.

sind zahlreiche Dokumente, Fotos und Informationen zusammengestellt: [www.aufbruch-abbruch.de](http://www.aufbruch-abbruch.de) [20.03.2013].

3 Vgl. [www.virtuelle-altstadt.de/das-altstadtmodell.html](http://www.virtuelle-altstadt.de/das-altstadtmodell.html) [20.03.2013].



**Abb. 3:** Unwirthliche Moderne: Siegerentwurf städtebaulicher Ideenwettbewerb Neubebauung Technisches Rathaus 2005; KPS Architekten Engel / Zimmermann.



**Abb. 4:** Digitale Altstadt: Rekonstruierter Hühnermarkt; Quelle: Dom Römer GmbH.

Meinungsführer in der Rekonstruktionsdebatte war das 2004 gegründete „Altstadtforum“.<sup>4</sup> Darin sind unterschiedliche *pressure groups* organisiert: Die Freunde Frankfurts (organisiert seit 1966 in Fortführung des 1922 gegründeten Bundes tätiger Altstadtfreunde), der Einzelhandelsverband Frankfurt, der Stadtmarketingverband City Forum ProFrankfurt e.V. und die Agentur EQUIPE Marketing GmbH. Hatten besonders die Freunde Frankfurts sich zuerst noch für eine möglichst vollständige Rekonstruktion des Vorkriegszustands stark gemacht, ist inzwischen ein Kompromiss gefunden: Die Neubebauung wird sich „im wesentlichen“ an den Straßenfluchten der Vorkriegszeit und den damaligen Bauvolumina anlehnen. Nach derzeitigem Stand werden hier knapp 40 Häuser adaptiert an die alten Kubaturen neu entstehen, davon mindestens acht als „getreue“ Rekonstruktionen historischer Häuser. Bauherrin des Areals ist die Stadt Frankfurt am Main, vertreten durch die Dom-Römer GmbH, eine hundertprozentige Tochtergesellschaft der Stadt. Vorsitzender des Gestaltungsbeirats ist der Architekt Christoph Mäckler, Mitbegründer des Dortmunder Instituts für Stadtbaukunst, der in Frankfurt auch mit dem neuen Flughafenterminal oder mit Hochhäusern wie dem Opernturm oder dem Tower 185 gut im Geschäft ist. „Die Dom-Römer GmbH übernimmt die Entwicklung, Planung und Realisierung des Dom-Römer-Areals. Die abschließende Vermarktung und der Verkauf der neu entstehenden Häuser und Wohnungen erfolgt – im Wege der Erbbaurechtsbestellung – ebenfalls durch die Dom-Römer GmbH.“<sup>5</sup> Die Häuser werden also durch einen Bauträger errichtet und anschließend die einzelnen Parzellen in Erbpacht bevorzugt an private Investoren vergeben.

4 Vgl. [www.altstadtforum-frankfurt.de](http://www.altstadtforum-frankfurt.de) [20.03.2013].

5 Vgl. [www.domroemer.de/site/domroemer-gmbh/](http://www.domroemer.de/site/domroemer-gmbh/) [20.03.2013].

Als Leitlinien der Bebauung des ehemaligen Rathausareals legte das Stadtplanungsamt schließlich fest: „Im Sinne von Stadtreparatur soll ein durch altstadttypische Dichte geprägtes, kleinteilig strukturiertes Quartier entstehen. Das historische Netz aus Gassen und Plätzen soll weitgehend wieder hergestellt werden. [...] Die Charakteristik der ehemaligen Altstadt soll an den Fassaden und Dächern der übrigen Gebäude ablesbar sein.“<sup>6</sup> Die Gestaltungsleitlinien schrieben für die Fassaden sehr allgemein das Aufgreifen „historischer Merkmale“ und ortstypischer Gliederungselemente, sowie die Verwendung von Naturstein „aus der hiesigen Region“ vor.<sup>7</sup> Nach einem im November 2010 entsprechend ausgeschriebenen Architektenwettbewerb wählte eine hochkarätig besetzte Jury zu 18 „gesetzten“ Büros weitere 38 aus. Die prämierten Entwürfe wurden im März 2011 im Deutschen Architekturmuseum ausgestellt.

Ein von der Stadt aufwendig produziertes Video, das im Frühjahr 2012 – passenderweise in Cannes – vorgestellt wurde,<sup>8</sup> soll über Gestalt und Flair des neu entstehenden Stadtviertels Aufschluss geben. Gezeigt werden junge Menschen beim Flanieren, beim entspannten Windowshopping, im Café. Man lässt sich durch die engen Gassen treiben, man steht auf dem wiedererstandenen Hühnermarkt vor dem Denkmal des Heimatdichters Friedrich Stoltze von 1895 (*un es will merr net in mein Kopp enei: wie kann nor e Mensch net von Frankfort sei!*), das von der Katharinenkirche hierher überführt werden soll. Präsentiert werden die vertrauten räumlichen Strukturen einer europäischen Mittelstadt. Lange „Kamerafahrten“ entlang der digitalen Fassaden zeigen eine gefällige Zusammenstellung von Kopiebauten mit zeitgenössischer, zumeist mehr oder weniger subtil historisierender Architektur.

Vorgeführt wird bewusst nicht etwas Spektakuläres, sondern das vertraute Muster historischer Schichtungen: die Stimmung eines lebendigen Stadtquartiers, in dem Traditionelles und zeitlos Schickes, anheimelnde Kulissen und internationale Brands, das Lokale und das Globale geschickt synthetisiert sind. Das am Reißbrett geplante, von einem einzigen Bauträger erstellte Projekt wird hier als zukunftssträchtiges Stadtmodell vorgeführt: als perfekte Kulisse für Freizeit und Konsum und als ein Identität stiftender Raum gleichermaßen – wenn er auch (liegt das nur an der digitalen Machart der Renderings?) trotz sorgfältig animierter plätschernder Brunnlein auf eine fast unheimliche Art steril wirkt.

Das Dom-Römer-Areal wird „promoted“ als eine gelungene Synthetisierung zweier ganz unterschiedlicher Strömungen. In Einlösung eines alten postmodernen Versprechens ist es zugleich inklusiv und exklusiv. Auf der einen Seite befriedigt es die populäre Forderung nach „Wiederaufbau“ und historischer Rekonstruktion und bedient die damit einhergehende populistische Verfemung „der Moderne“ als kalt und gesichtslos. Auf der

6 Vgl. [www.stadtplanungsamt-frankfurt.de/dom\\_roemer\\_areal\\_5208.html](http://www.stadtplanungsamt-frankfurt.de/dom_roemer_areal_5208.html) [20.03.2013].

7 Vgl. [www.stadtplanungsamt-frankfurt.de/show.php?ID=5638&psid](http://www.stadtplanungsamt-frankfurt.de/show.php?ID=5638&psid) [20.03.2013].

8 Abrufbar unter: [www.domroemer.de/site/dom-roemer-areal/](http://www.domroemer.de/site/dom-roemer-areal/) [20.03.2013].

anderen Seite beruft das Areal sich auf den Begriff der Stadtreparatur und richtet sich damit an ein exklusiveres Architekturverständnis, nämlich die postmodernen Theoriedebatten und die „Kritische Rekonstruktion“.

### 3. REKONSTRUKTION

Die erste Lesart, die das Dom-Römer-Areal als (Teil-)Wiederaufbau von Frankfurts Altstadt verstehen will, ist getragen von der Rhetorik der Wiedergewinnung, ja der Kontinuität. Den „tätigen Altstadtfreunden“ geht es um nichts weniger als um die „Rückgewinnung“ des zentralen Bezugsorts der Identität Frankfurts. „Der Bereich zwischen Main und ehemaligem Braubach einerseits, zwischen Fahrgasse und Römerbergsenke andererseits ist die Urzelle der Stadt. Dort stand die karolingische Pfalz, deren Reste im Archäologischen Garten sichtbar sind und aus deren Kapelle der Dom hervorging. Um sie herum bildete sich die Siedlung. Von Ost nach West durchzog sie der Markt, der zum Weg der Könige und Kaiser nach ihrer Wahl und Krönung wurde.“<sup>9</sup> Zum Untergang dieser „Urzelle“ steht auf der Homepage des Vereins: „Die Frankfurter Altstadt war bis zu ihrer Kriegszerstörung im Mai 1944 eine der schönsten gotischen Altstädte Deutschlands. Die mehr als 1.200 zum großen Teil historisch bedeutsamen Gebäude wurden Opfer eines schrecklichen Bombenhagels. Nun, nach Abriss des ‚Technischen Rathauses‘ im Jahr 2010, über 65 Jahre nach der Zerstörung, hat Frankfurt erstmals wieder die Chance, ca. 30 Altstadthäuser zu rekonstruieren und damit ein wertvolles Stück seiner Altstadt zurückzuerhalten.“

Das „Zurückhalten“ wird hier bezeichnenderweise umstandslos zusammengedacht mit einem Untergang, der als schreckliches Unwetter („Bombenhagel“) über die Stadt gekommen ist. Und bezeichnend ist auch die geschichtsklitternde Bezeichnung der Altstadt als gotisch (so wie Dresden immer barock ist), unter Ausblendung von 500 Jahren Stadtgeschichte, mit ihren ständigen Erneuerungen und Zerstörungen – und den denkmalpflegerischen und stadtbildpflegerischen Eingriffen der jüngeren Vorkriegsgeschichte. Und bezeichnend für dieses Weltbild ist auch die suggestive Einordnung der Moderne als Fortsetzung der Zerstörung: Das technische Rathaus ist nurmehr eine Störung, sein Abriss die Chance zur Wiedergutmachung, Heilung, Wiedergewinnung. In dieser Perspektive fällt gar nicht auf, dass der Wunsch, die Altstadt „wiederzuerhalten“, das Historische radikal entwertet. Denn da (nahezu) alles dieser „wertvollen Altstadt“ von 2012 ff. stammen wird, fällt schlichtes Alt-Sein, um mit dem großen Denkmaltheoretiker Alois Riegl zu sprechen,<sup>10</sup> als Bestimmung für das Historische aus. Argumentiert wird für den Wert der neuen Altstadt mit den Zauberworten Authentizität, Integrität und Kontinuität, die auch die UNESCO als Kriterien für das Weltkulturerbe etabliert hat.

9 Vgl. [www.freunde-frankfurts.de/projekte/altstadt/altstadt.html](http://www.freunde-frankfurts.de/projekte/altstadt/altstadt.html). [20.03.2013].

10 A. Riegl, *Der moderne Denkmalkultus. Sein Wesen und seine Entstehung*, Wien 1903.

#### 4. AUTHENTIZITÄT

In der Terminologie der Betreiber entsteht das Dom-Römer-Areal nicht auf der Betonplatte eines Parkhauses (vgl. Abb. 5), sondern in einer fiktiven historischen Topographie: „Gemäß einem Rahmenplan, dem die Stadtverordneten im September 2007 zustimmten, werden dort bis 2013 am Alten Markt, Hühnermarkt und Hinter dem Lämmchen 30 Häuser entstehen. Die am besten dokumentierten Häuser Goldene Waage, Rotes Haus, Klein Nürnberg, Goldenes Lämmchen, Alter Esslinger, Junger Esslinger und eventuell Haus Rebstock werden rekonstruiert. Die übrigen Häuser, für die noch eine Gestaltungssatzung erarbeitet werden muss, sollen durch individuellen Charakter, detailreiche Fassaden, Verwendung von Natursteinen aus der Region und von erhaltenen Resten der zerstörten Häuser den alten Formen gleichen. Dabei sind weitere Rekonstruktionen möglich, was einer sinnvollen und wünschenswerten Ensemblebildung entgegenkäme. [...] Die Geländehöhen werden dem historischen Niveau angepasst.“<sup>11</sup> Nur der letzte Satz lässt das komplexe Problem des Bauplatzes für eine Rekonstruktion aufscheinen. Das neue Quartier muss sich mit den seit dem Krieg gänzlich veränderten topographischen Gegebenheiten arrangieren: mit der Schirnkunsthalle und ihrem Zugang (der als abstrakter Marker des Eingangs fungierende monumentale „Tisch“ musste bereits weichen), mit den Ausgrabungen der archäologischen Zone (deren geplante Überbauung durch das Stadthaus nun bereits unter Beschuss steht, weil es den Blick zum Dom verbauen würde) und vor allem mit Gegebenheiten der U-Bahn mit ihren kaum zu verlegenden Eingängen und Rampen. Bereits das „ursprüngliche Niveau“ dieser Rekonstruktion ist kaum mehr als ein fauler Kompromiss. In der Diktion der Altstadtfreunde entstehen hier nicht einige Straßenzüge, die sich an den Baufluchten der Vorkriegsstraßenzüge orientieren, sondern es wird „am Alten Markt, Hühnermarkt, Hinter dem Lämmchen“ gebaut. Befestigt durch die Dauerpräsenz digitaler Renderings wie auch historischer Pläne und Fotos, ist auf der durch die Abrisse hinterlassenen Brache die alte Topographie der Stadt längst wieder Realität. Und der Krönungsweg, den es namentlich nie gegeben hat, steht inzwischen in jeder Tourismusbroschüre, und bald vermutlich auch auf Straßenschildern.



Abb. 5: Altstadt mit Tiefgarage: Abriss des Technischen Rathauses Juli 2011; Foto; S. Bonnert.

11 Vgl. [www.altstadtforum-frankfurt.de](http://www.altstadtforum-frankfurt.de) [20.03.2013].



**Abb. 6:** Neues Fachwerk und alte Spolien: Haus zur Goldenen Waage; Quelle: *Dom Römer GmbH*.

Auch die exotisch-anheimelnd klingenden Alt Frankfurter Namen der zur Rekonstruktion vorgesehenen Bürgerhäuser – Goldenes Lämmchen, Alter und Junger Esslinger, Klein Nürnberg – sind durch andauernde Wiederholung wieder jedem geläufig. Zumindest im Namen ist das Historische authentisch überliefert. Bauen wird zur Wiederholung des namentlich Bekannten, der beschwörend aufgerufene Name wird zum Band zwischen den zerstörten Bürgerhäusern und ihren attrappenhaften Wiedergängern.

Sogar eine gewisse Nutzungskontinuität wird suggeriert: „Es haben sich bereits viele Interessenten gemeldet, die in den rekonstruierten Häusern eine Wohnung beziehen, einen Laden oder einen Gastronomiebetrieb eröffnen wollen. Zu ihnen zählt beispielsweise Frank Albrecht, dessen Parfümerien auf ein 1732 im Haus Würzgarten am Markt gegründetes Geschäft zurückgehen. Auch Ernesto Melber und seine Töchter möchten im Haus zum Esslinger ein Café einrichten; sie sind Nachkommen von Georg Adolf Melber, der, verheiratet mit der Schwester von Goethes

Mutter, in diesem Haus eine Materialwarenhandlung betrieb. Der junge Goethe weilte dort des öfteren [...]. So wird nicht nur dieses Haus, sondern der gesamte Bereich ohne Zweifel ein besonderer Anziehungspunkt für Frankfurter und für die Touristen werden.“<sup>12</sup>

Weil nun nicht in jedem Haus ein direkter Nachfahre der Schwester von Goethes Mutter leben kann, hat es sich das AltstadtForum zur Aufgabe gemacht „die städtische Dom-Römer GmbH in ihren Bemühungen zu unterstützen und die passenden Investoren für dieses so wichtige Quartier zu finden. Das AltstadtForum sucht daher 30 Frankfurter, die in ein Stück Altstadt investieren wollen.“<sup>13</sup> Dreißig Frankfurter: Heißt das keine „Fremden“, keine Investoren aus Offenbach, und Migranten nur bei nachgewiesener „Assimilation? Einmal mehr wird hier im Namen der Altstadt ein exklusiver, abschließender Begriff des Eigenen mit fremdenfeindlichen Untertönen exerziert, wie er aller Heimattümelei innewohnt.

<sup>12</sup> Ebda.

<sup>13</sup> Ebda.; Einzelheiten unter: [www.30frankfurter.de](http://www.30frankfurter.de) [20.03.2013].

Das schon genannte Video, mit der die Stadt das Bauprojekt offiziell bewirbt, versucht die Authentizität der neuen Altstadt noch auf andere Art und Weise zu evozieren. Wenn eine Flaneurin in einem historischen Führer der Altstadt blättert, werden die dort abgebildeten Schwarz-Weiß-Fotos farbig überblendet mit Ansichten der Kopiebauten. Das Dom-Römer-Areal wird explizit als eine Wiederbelebung der zerstörten Altstadt in Szene gesetzt. In einer anderen Szene kommt auch noch materielle Echtheit ins Spiel. Immer wieder bleibt ein Paar vor historischen Details stehen, bewundert etwa die aufwendig profilierten Portalrahmungen und Löwenkonsolen der rekonstruierten „Goldenen Waage“, wo tatsächlich eingelagerte Architekturfragmente zur Verwendung kommen sollen (vgl. Abb. 6). Die Verwendung von Spolien wird in den bereits zitierten Gestaltungsleitlinien festgeschrieben „wo immer historisch oder gestalterisch möglich“.<sup>14</sup>

Tatsächlich sind nach dem Krieg erstaunlich viele Architekturfragmente geborgen und in städtischen Depots aufbewahrt worden.<sup>15</sup> Dass sie wieder „sinnvolle“ Verwendung finden, ist heute für viele einst kritische Beobachter ein starkes Argument.<sup>16</sup> So verlockend die Aussicht erscheint, die teilweise exquisiten Fragmente aus Spätmittelalter und Renaissance aus den Depots zu holen und öffentlich zugänglich zu machen: diese echten Fragmente, am „richtigen“ oder doch zumeist am „falschen“ Haus angebracht, vervollständigen das geplante Pastiche in einer Weise, die die (aus denkmalpflegerischer Sicht) entscheidende Grenze zwischen Original und Kopie verschwimmen lässt. Das Verfahren, geborgene Fragmente abgerissener oder zerstörter Häuser in Neubauten wiederzuverwenden, ist aus vielen Altstadtsanierungen bekannt (vgl. das nachstehende Kölner Beispiel). Im Namen einer homogenisierenden Stadtbildpflege wurde ein gewisser Täuschungseffekt, wo nicht offensiv betrieben, so doch zumindest gerne hingenommen.

## 5. POSTMODERNER HEIMATSCHUTZ

Architekturkopien zerstörter Häuser sind aus der Perspektive der Heimatschützer stets auch Garant für architektonische Qualität. In Bezug auf die Neubauten – für die Rekonstruktionsbefürworter immer nur die zweitbeste Lösung – gilt es in dieser Logik, durch möglichst restriktive Gestaltungsregeln Schaden zu begrenzen. Im Dom-Römer-Areal sind Neubauten Regeln unterworfen, die sonst nur – und dies zu Recht – in historischen Bereichen gelten. Strikte Auflagen im Hinblick auf Maßstäblichkeit und Kubatur, Typologie und Materialität sollen die moderne Formensprache buchstäblich zähmen. Der in diesem Zusammenhang oft verwendete Begriff der Stadtreparatur<sup>17</sup> ist indessen irrefüh-

14 Vgl. die Gestaltungsleitlinien (s. A 7).

15 Inzwischen ist zum Bestand der erhaltenen Spolien ein umfangreicher Online-Katalog entstanden; vgl. [www.frankfurter-spolien.de/einleitung.php](http://www.frankfurter-spolien.de/einleitung.php) [20.03.2013].

16 Vgl. D. Bartetzko, Aus alt macht neu. Plädoyer für eine wahrhaft alte Altstadt, in: *Deutscher Werkbund Hessen* (Hrsg.), Standpunkte. Zur Bebauung des Frankfurter Römerbergs, Frankfurt a.M. 2007, S. 52-55.

17 Vgl. [www.stadtplanungsamt-frankfurt.de/dom\\_roemer\\_areal\\_5208.html](http://www.stadtplanungsamt-frankfurt.de/dom_roemer_areal_5208.html) [20.03.2013].

rend. Er suggeriert einen Rekurs auf städtebauliche und architektonische Werte, die sich in einer Architekturdebatte verorten lassen, die zuerst in den 1960er Jahren im Umkreis von Aldo Rossi geführt worden ist. Damals suchte das Bauen einen Ausweg aus der unwirtschaftlichen Sackgasse, in die die funktionalistische Moderne geraten war. Der Rekurs auf den Ort in seinen historischen Schichtungen, auf seine Typologien und Materialien sollte eine reichere, ortsspezifische Architektur entstehen lassen. In Deutschland haben diese Ideen die fruchtbare IBA Berlin (1977-1987) beflügelt, die unter den Stichworten „Behutsame Stadterneuerung“ und „Kritische Rekonstruktion“ stand.<sup>18</sup> Und es ist kein Zufall, dass es in Berlin auf einer Internationalen Bauausstellung, die herkömmlicher Weise als Leistungsschau für ein zukunftsweisendes Bauen aufgefasst wurde, erstmals auch eine „IBA-Altbau“ gegeben hat. Denn mit dem hier erstmals verwirklichten Ansatz war ein fundamentaler Perspektivwechsel verbunden, der die historische Stadt wieder in den Blickpunkt des Interesses zurückgeholt und als Bezugsgröße für eine zeitgemäße Architektur rehabilitiert hat.

Das vom Senatsbaudirektor Hans Stimmann initiierte „Planwerk“ für Berlin, das dem Wildwuchs der Vereinigungsdynamik Zügel anlegen sollte, sieht sich dieser Tradition verpflichtet, zeigte aber eine konzeptionelle Verflachung und erschöpfte sich im wesentlichen in formalistischer Verpflichtung auf „steinerne“ Lochfassaden etc. Die Suche nach der „schönen Stadt“, wie sie auch im Umkreis des Deutschen Instituts für Stadtbaukunst in Dortmund (wo neben Christoph Mäckler auch Hans Stimmann tätig sind) praktiziert wird, weist in dieselbe Richtung. Die wieder zum Vorbild erkorene historische Stadt wird vor allem als ein vielfach einsetzbares Formenrepertoire befragt. Selten werden die jeweils vorhandenen Strukturen in ihrer Heterogenität einer systematischen Analyse unterzogen, wie es Voraussetzung wäre für ein ortsspezifisches Bauen und individuelle Stadtreparatur.<sup>19</sup>

Auch dem Frankfurter Projekt ist ein ortsspezifischer Ansatz fremd. Die Textur von Frankfurts Mitte, die Maßstäbe und Organisation der vorhandenen Stadträume am Dom-Römer-Areal sind zu heterogen, als dass sich hier glaubwürdig eine „altstädtische“ Architektur ableiten ließe. Das Technische Rathaus, über dessen Tiefgarage das neue Viertel errichtet wird, war umgeben nicht nur von Dom und Römer, sondern viel spürbarer von der postmodernen Schirnkunsthalle und der um 1900 als neue Schneise angelegten Braubachstraße – sowie von einer für Frankfurts wenig ruhmreichen Wiederaufbau typischen Mischung aus City und lockerer, fast vorstädtischer Bebauung. Zum Main hin wird das Areal unter Aufgabe der Blockrandbebauung durch zweigeschossige Reihenhäuser mit Vorgärten und Balkonen abgegrenzt. Die heimatlichen Reminiszenzen des

18 *Bauausstellung Berlin GmbH* (Hrsg.), Internationale Bauausstellung Berlin 1987, Projektübersicht, Off. Katalog Berlin 1987.

19 Vgl. M. Löw/G. Vinken, Anpassung und Wirkung. Anforderungen an Stadtentwicklung und Baukultur heute, in: G.M. Hoff (Hrsg.), Verantworten. Salzburger Hochschulwochen 2012, Innsbruck, S. 181-211.

Dom-Römer-Areals sind nicht hergeleitet aus einer Analyse und Reflektion der bestehenden Strukturen, Typologien und Formen in ihren historischen Schichtungen, sondern einzig und allein Ausdruck eines baupolitischen Willens zu Restauration und Rekonstruktion. Der von Aldo Rossi geforderte Rekurs auf Ort und Geschichte ist in Frankfurts neuer Altstadt zusammengeschnürt auf einen schieren Formalismus, eine Art postmoderne Heimatschutzästhetik.

Der Wettbewerb hat, angesichts der engen und wenig inspirierenden Vorgaben der Ausschreibung, durchaus respektable Ergebnisse gebracht.<sup>20</sup> Morger+Dettli etwa (Am Markt 30) entwarfen eine von archetypischer Nacktheit geprägte Fassade, deren Modernität nicht in Frage steht. Der Rekurs auf das „gotische“ Fachwerkhaus, spürbar etwa in der Steilheit und den vorspringenden Geschossen, steht hier in einer reizvollen Spannung zu der abstrakten Reduktion der steinernen Fassade. Als (ironisches?) Zugeständnis an die Ausschreibung spiegelt sich das Fachwerk des gegenüberstehenden Kopiebaus in den großen Scheiben. In dem Altstadtfilm wurde diese Fassade, der jede Altstadtseeligkeit abhold ist, selbstredend abgeblendet. Es überwiegen aber eher gefällige Entwürfe, die pragmatisch mehr oder weniger unspezifische historische Motive variieren – synthetische Fingerübungen über städtische Fassadengestaltung, die wenig riskieren und wenig gewinnen können. Das Zwitterhafte der Entwürfe wird allenthalben deutlich. Hinter historisierenden Fassaden finden sich so schöne Grundrisse, raffinierte Erschließungen und Lichtverhältnisse, wie sie kein Fachwerkhaus bieten kann. Und selbstverständlich verfügen viele der Adressen über einen direkten Zugang zur Tiefgarage. Nur wenige der ausgezeichneten Büros haben ernsthaft versucht, in Auseinandersetzung mit historischen Typologien und Strukturen eine anspruchsvolle zeitgenössische Architektur zu schaffen, die mehr ist als ein Lückenfüller.

Mit dem Frankfurter Altstadt-Areal wird nicht Stadtreparatur betrieben, wird der spezifische Charakter der Stadt nicht mit den Mitteln einer zeitgenössischen Architektur weiterentwickelt. Hier entsteht vielmehr ein „Traditionsviertel“, das von einem Kompromiss zwischen Identitätsstiftung und Markt geprägt ist. Die Zusammensetzung des Altstadtforums aus Vertretern von Einzelhandel, Stadtmarketing und Heimatschutz hat sich in diesem Sinne bewährt; die Verwertungsmöglichkeiten der Häuser haben sich durch die leistungsfähigen Grundrisse der Neubauten gegenüber der ursprünglich geforderten Komplettrekonstruktion deutlich verbessert. Schaut man nach konkreten Vorbildern für dieses gefällige und glatte, saubere und sichere (und damit wenig großstädtische) Traditionsviertel, kann man verblüffende Verbindungen in zwei Richtungen aufzeigen: einmal zur Geschichte der Altstadt, namentlich zu den homogenisierenden Sanierungsprojekten seit den 1930er Jahren und dem Wiederaufbau, und zum anderen zu den seit den 1980er Jahren international boomenden Projekten der Themenarchitektur.

20 Auch von der Presse positiv bewertet. Die Frankfurter Rundschau berichtet ausführlich unter dem Titel: „Kein Egotrip eines Architekten“ (23.01.2012).

## 6. TRADITIONSINSELN

Die europäischen Altstadtanierungen sind von Beginn an mit einem doppelten Ziel verbunden: der „Wiedereinspeisung“ der Elendsviertel in den Wirtschaftskreislauf und der Schaffung von ästhetisch homogenen Traditionsvierteln.<sup>21</sup> Tatsächlich weisen die frühen Sanierungsprojekte, etwa die unter nationalsozialistischer Zuständigkeit durchgeführte „Gesundung und Entschandelung“ des Kölner Martinsviertels deutliche Parallelen zu den neuesten Projekten in Frankfurts Innenstadt auf. Das Martinsviertel, in Domnähe am Rhein gelegen und bis heute als Kölner Altstadt beliebt, ist erst durch eine durchgreifende Sanierung in den 1930er Jahren entstanden. Gesundung hieß hier die Schaffung neuer Platzräume und Entkernung; Entschandelung umfasste stadtbildpflegende Maßnahmen, etwa den „Rückbau“ störender Gründerzeitfassaden oder Reklametafeln. Weiträumige Abrisse und eine historisierende Lückenbebauung, die quantitativ die Anzahl der erhaltenen bzw. sanierten Häuser bei weitem übertraf, schufen eine homogene „Alt-Kölner“ Traditionsinsel.<sup>22</sup> Strikte Bauvorschriften forderten von den beteiligten Architekten den Rekurs auf die „zeitlos schlichten“ Traditionsformen des „typischen“ Kölner Hauses ohne genauere historische Zuordnung. Vorgeschrieben waren u.a. Schieferdeckung sowie Fenster und Portale aus „rheinischem Werkstein“.<sup>23</sup> Wie heute in Frankfurt sollte das Viertel durch die Wiederverwendung von Architekturspolien von Abbruchhäusern „einmaligen Heimatwert“ erhalten.<sup>24</sup> Portale, Gewände oder geborgene Maueranker mit Jahreszahlen machten Neubauten und sanierte Häuser zuweilen fast ununterscheidbar, zumal auch „gesichtslose“ Altbauten mit solchen Spolien bereichert wurden.<sup>25</sup> In Einzelfällen wurden ganze Fassaden transloziert. Altstädtischer Charakter ist bewusst Ergebnis von Mimikry und Simulation: nach den Worten des zuständigen Denkmalpflegers Hans Vogts wird etwa der „typisch kölsche Charakter“ des verbreiterten Kastellgäßchens „stärker von Neubauten abhängig sein“.<sup>26</sup>

Es ist eine bittere Pointe, dass ausgerechnet dieses synthetisch geschaffene (und von einer völkischen und rassistischen Politik beförderte) Altstadtviertel nach dem Krieg als

21 Vgl. G. Vinken, *Zone Heimat. Altstadt im modernen Städtebau*, Berlin/München 2010; *ders.*, Wiederaufbau als „Kampf um die Mitte“. Stadtplanung zwischen technischer Erneuerung und Kontinuitätsversprechen, in: *Stadtplanung nach 1945 – Zerstörung und Wiederaufbau*, Tagung Arbeitskreis Theorie und Lehre der Denkmalpflege, Utrecht 29.09.-02.10.2011, S. 14-21.

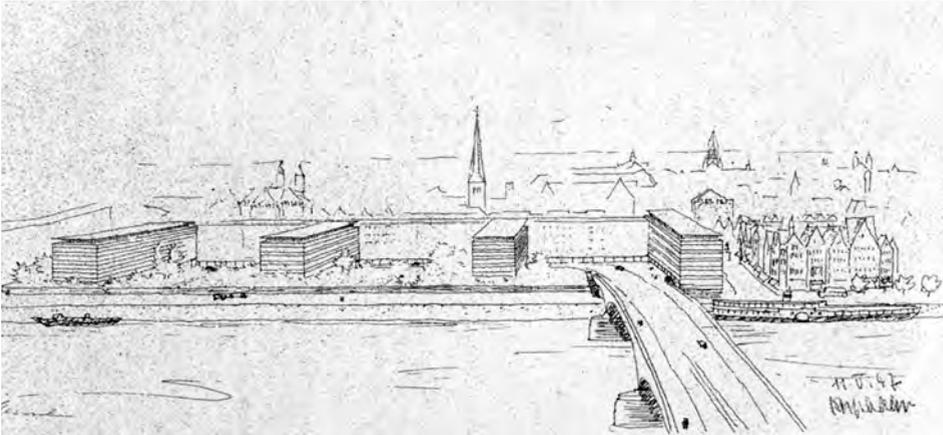
22 Vgl. R. *Schlunbaum-Stehr*, Das Martinsviertel, in: H. Kier u.a. (Hrsg.), *Architektur der 30er und 40er Jahre in Köln. Materialien zur Baugeschichte im Nationalsozialismus*, Köln 1999, S. 35-46; G. Vinken (s. A 21), S. 137-206.

23 U. von Petz, *Stadtsanierung im Dritten Reich*, Dortmund 1987, S. 151.

24 Beispiele bei H. Vogts, *Gesundungsmaßnahmen im Kölner Rheinviertel (1936)*, Wiederabdruck in: *Köln: 85 Jahre Denkmalschutz und Denkmalpflege 1912-1997*, 2 Bde., Köln 1997/98, Bd. 1, S. 171.

25 Aufgrund wiederverwendeter Maueranker, die in Form von Jahreszahlen gestaltet waren, wurden Häuser der 1930er Jahre am Buttermarkt später irrtümlicherweise in das Denkmalverzeichnis aufgenommen; vgl. S. *Schlunbaum-Stehr* (s. A 2), S. 42.

26 H. Vogts (s. A. 24), S. 171.



**Abb. 7:** Köln, Traditionsinsel Martinsviertel (rechts); Alternativentwurf für die Kölner Rheinfrost, Wilhelm Riphahn, 1947; aus: B. Funck, Wilhelm Riphahn in Köln. Eine Bestandsaufnahme, Köln 2004.

Traditionsinsel wiederaufgebaut worden ist. „Mit Rücksicht auf das Stadtbild wurden seitens der städtischen Denkmalpflege unter voller Würdigung der Tatsache, dass es sich nur in einem Teil der Häuser noch um Originale, im wesentlichen aber um ein während der Altstadtsanie rung vor dem Zweiten Weltkrieg unter Verwendung der alten Bauelemente mehr oder weniger neu erstelltes Stadtviertel handelt, an der Beibehaltung der Giebelstellung sowie an Höhe und Rhythmus der Baumassen festgehalten“, schrieb die zuständige Denkmalpflegerin Hannah Adenauer zur Rechtfertigung.<sup>27</sup> Auch in Köln, das sich einem Wiederaufbau in gemäßigt modernen Formen verschrieben hatte, war eine solche identitätsstiftende Maßnahme konsensfähig. „Die Erhaltung der urkölnischen [sic] Eigenart soll durch die Wiederherstellung des Gross-St.-Martinsviertels (Altstadtsanie rung) mit Alter Markt erreicht werden“,<sup>28</sup> meinte selbst ein technisch-modernistischer Planer wie Wilhelm Riphahn. In der von ihm vorgeschlagenen modernen Neubebauung der Kölner Rheinfrost hätte das wiedererbaute Altstadtviertel tatsächlich als eine Traditionsinsel in gänzlich fremder Umgebung gestanden (vgl. Abb. 7).

Das Dom-Römer-Areal steht in einer Reihe von städtebaulichen Projekten, die vor und nach dem Krieg Traditionsinseln als Identitätsanker modernisierter Städte nutzen wollten. Für das völlig zerstörte und aus seiner Sicht nicht wiederaufbaubare Hamburg, hatte der Stadtplaner Fritz Schumacher schon 1944 vorgeschlagen, „durch Zusammenfassung

27 H. Adenauer, Die Pflege der profanen Denkmäler in Köln, in: *Rheinischer Verein für Denkmalpflege und Heimatschutz* (Hrsg.), *Die Heimat lebt – Vermächtnis und Verpflichtung*, Neuß 1955/56, S. 159-173, S. 168.

28 W. Riphahn, Grundgedanken zur Neugestaltung Kölns (14.07.1945; Historisches Archiv der Stadt Köln. Best. 1225/229), S. 7 f.



**Abb. 8:** Rekonstruktion der „gute Stubb“ Frankfurts: Ostzeile Römerberg;  
Quelle: PIA Stadt Frankfurt am Main, Foto: T. Schäfer.

[erhaltener Häuser] irgendwo [!] ein wenn auch bescheidenes ‚Historisches Zentrum‘ zu schaffen.“<sup>29</sup> Bekannter ist das Beispiel Hannovers, das unter Rudolf Hillebrecht als moderne, „autogerechte“ Stadt aufgebaut worden ist, ohne Rücksicht auf bestehende Strukturen und begleitet von zahlreichen Abrissen historischer Gebäude.<sup>30</sup> Wie zur Kompensation wurde um die wiederaufgebaute Marktkirche mit translozierten Fachwerkhäusern eine kleine Altstadtinsel geschaffen. Auffällig ist, dass es gerade in rücksichtslos modernisierten Städten – und hier ließe sich Frankfurt zweifellos zurechnen – auch viele Jahrzehnte nach dem Krieg noch zu vergleichbaren Entscheidungen gekommen ist: So in Hildesheim, wo ab 1986 die damals viel beachtete Rekonstruktion des kriegszerstörten Knochenhaueramtshauses den „Rückbau“ des modern geprägten Marktes und die Er-

<sup>29</sup> Zit. n. H. Beseler/N. Gutschow, *Kriegsschicksale Deutscher Architektur. Verluste Schäden, Wiederaufbau. Eine Dokumentation für das Gebiet der Bundesrepublik Deutschland*, 2 Bde., Neumünster 1988, Bd. I, S. XLVIII.

<sup>30</sup> Ebda., S. 250 f.

richtung eines altstädtischen Ensembles nach sich zog. So in Dresden, wo nach der Rekonstruktion der Frauenkirche gegenwärtig am Neumarkt ein fake-barockes Dresden immer weiter um sich greift.

Diese ganz und gar künstlichen Traditionsinseln haben, wie sich auch in Frankfurt gut zeigen lässt, eine kompensatorische Funktion. In vielem konnte das Dom-Römer-Areal sich umstandslos auf einen gerade einmal 20 Jahre zurückliegenden Präzedenzfall beziehen: die Rekonstruktion der östlichen Römerzeile.<sup>31</sup> Nach dem Krieg jahrzehntelang eine Brache, ist die rekonstruierte Fachwerkwand heute eines der beliebtesten Fotomotive der Stadt. Explizit berufen sich die Altstadtfreunde heute auf dieses Projekt: „Die 1983 vollendete Gestaltung der Ostseite des Römerbergs (Samstagsberg) und des Schwarzen Stern in historischen Formen entsprach den Vorstellungen der Freunde Frankfurts. Sie zeigt zudem, dass bei entsprechendem Einsatz auch Rekonstruktionen möglich sind.“<sup>32</sup>

Auch dieses Projekt war freilich – wie alle Rekonstruktionen – als Verschönerungs- und Modernisierungsmaßnahme auch gegenüber dem historischen Vorbild angelegt. Verschönerung bedeutet hier z.B. Fachwerkfassaden zu erfinden, wo vorher keine waren, denn bis auf den nördlichen Eckbau waren die im Krieg zerstörten Gebäude sämtlich verputzt bzw. mit Schiefer verkleidet gewesen. Und Modernisierung bedeutete hier zum Beispiel, die neuen Häuser auf einem etwa einen Meter erhöhten Bodenniveau aufzubauen, um die zwischenzeitlich angelegte Tiefgarage zu erhalten – ein spürbarer Eingriff in die subtile Formung des historischen Platzes. Und Modernisierung bedeutete selbstverständlich, hinter „historischer“ Fassade für renditestarke Grundrisse zu sorgen: durch Auflösung der historischen Einheit Bürgerhaus für eine geschossweise Nutzung und durch die Verlegung der Zugänge in neue, rückwärtige Anschlussbauten, die erst die Einrichtung von Geschäften und modernen Wohnungen hinter den Fachwerkfassaden ermöglichten.

Das Dom-Römer-Areal steht somit in einer in Deutschland gut etablierten Tradition von Altstadtklonen und -simulationen, die seit der Postmoderne neue Konjunktur haben. War ursprünglich die Historizität von Altstadt, eine Echtheits- und Historizitätsbehauptung immerhin noch perspektivisch vorhanden, zeigen die jüngsten Debatten in Frankfurt eindringlich, dass sich die Verbindung von „Altstadt“ mit „alt“ vollständig aufgelöst hat. „Wir planen die Altstadt“ wirbt die Dom-RömerGmbH (vgl. Abb. 9). Und die Zuschauerin einer Podiumsdiskussion formulierte die Hoffnung, dass „die Frau Bürgermeisterin die Altstadt bald einweihen könne“. Die Hinweise an der Autobahn auf eine „historische Altstadt“, die bisher als Pleonasmus (wie der berüchtigte „weiße Schimmel“) erschienen, könnten in Zukunft durch solche auf neu gebaute Altstädte ergänzt werden.

31 R. Burgard, Frankfurt und der Retroaumeil, in: *Deutscher Werkbund Hessen* (Hrsg.), Standpunkte. Zur Bebauung des Frankfurter Römerbergs, Frankfurt a.M. 2007, S. 8-12.

32 Vgl. [www.freunde-frankfurts.de/projekte/altstadt/altstadt.html](http://www.freunde-frankfurts.de/projekte/altstadt/altstadt.html) [20.03.2013].



Abb. 9: „Wir planen die Altstadt“: Erste Ausgabe der DomRömerZeitung, Oktober 2010 (Ausriss).

## 7. THEMENARCHITEKTUR

An dem Punkt der vollständigen Entkopplung der Altstadt von Alt-Sein scheint eine Nähe dieser Projekte zu einem anderen Feld des Immobiliensektors auf, das ebenfalls seit der Postmoderne international große Erfolge feiert, nämlich die historisierende Themenarchitektur. Entstanden ist sie wohl in den Konsumwelten der Vergnügungsparks und Spielerparadiese. Ikonen der Themenarchitektur sind Las Vegas, mit Seufzerbrücke, Eiffelturm und Pyramiden, und natürlich Mainstreet in Disney-Land als immerwährende Wiederaufführung des amerikanischen Heile-Welt-Kleinstadt-Traums. Doch sind diese Themen längst in der realen Welt angekommen. Shoppingmalls haben Konkurrenz bekommen durch Outlet-Villages in organisch unregelmäßigen, vage historischen Formen. Hinter ähnlichen Kulissen wie an Disneys Mainstreet reihen sich im Outlet Village Wertheim Seite an Seite die tiefen Stores der Konzerne. Selbstredend wird hier auf einem ganz anderen Niveau gespielt als im Dom-Römer-Areal. Die Architektur-Pastiche der Outlets sind mit wenigen, eher groben Elementen hergestellt, die historischen Verweise sind auf das Allernotwendigste beschränkt, städtische Elemente und Versatzstücke nurmehr skizzenhaft zitiert. Vergleichbar sind aber die angestrebte heimelige Gestimmtheit und die konsumfreundliche Wirkung dieser kleinstädtisch dimensionierten Räume, die gewach-

sene Strukturen imitieren, die sicher sind und überschaubar – und irgendwie vertraut (vgl. Abb. 10).

Themenarchitektur setzt überall erfolgreich auf vage historische Architekturformen von hohem Wiedererkennungswert. Die räumliche und ästhetische Reaktivierung kleinstädtisch oder vorindustriell organisierter Nachbarschaften entstand in den 1980er Jahren als *New Urbanism* in den USA und richtete sich gegen die Landschafts- und Ressourcenverschwendung des *Urban Sprawl*. Ein neues verdichtetes und traditions-



Abb. 10: Schöne alte Konsumwelt: Outlet Village Wertheim; Foto: R. Wohlfahrt.

bezogenes Bauen sollte ein Gegenmodell zu der Anonymität und formlosen Großflächigkeit der suburbanen Wohngegenden etablieren. Erfolgreich war Themenarchitektur vor allem auf dem gehobenen Immobiliensektor, etwa mit Seaside in Florida, das bezeichnenderweise auch als Kulisse für den Film „Die Truman Show“ diente, sowie mit der von der Disney Company errichteten Stadt Celebration. Das vielleicht spektakulärste Beispiel in Europa hat Leon Krier, unterstützt von Prince Charles persönlich, seit 1993 nahe Dorchester angelegt. Poundbury ist eine großflächige Vorstadtsiedlung mit „organisch“ ausgelegten Straßenzügen und kleinteiliger Bebauung in gediegen-vorindustriellen Formen (vgl. Abb. 11). Eine gutbürgerliche Vorstadt in Form einer altenglischen Kleinstadt, die aufgrund der großen Nachfrage derzeit beträchtlich erweitert wird. Bezeichnenderweise sehen Frankfurts Altstadtfreunde in diesem künstlichen und ganz ohne „Rekonstruktion“ auskommenden Alt-England-Klon durchaus ein Vorbild. Auf ihrer Homepage weisen sie auf Leon Kriers Projekte als gelungene Beispiele eines traditionsbezogenen und „antimodernistischen“ Bauens hin.<sup>33</sup>

Wenig überraschend ist auch, dass die zentral gelenkte Stadtplanung der Boomstädte in China sich dieses erfolgreiche Konzept nicht entgehen lässt. Ringsum Shanghai, einer 18-Millionen-Metrople, entstehen unter dem Projektnamen *One City. Nine villages* zahlreiche Satellitenstädte nicht nur im altenglischen Stil, sondern nach einer ganzen Palette europäischer Themenarchitekturen. Die in Nordchina errichtete Grachtenstadt Neua-Amsterdam ist dagegen inzwischen eine Investitionsruine, weil fundamentale Bedürfnisse des chinesischen Wohnens in diesem Pattern unberücksichtigt blieben.<sup>34</sup>

<sup>33</sup> Ebda.

<sup>34</sup> D. Hassenpflug, *Der urbane Code Chinas*, Basel 2008.

*Citytainment* hat Dieter Hassenpflug die chinesischen Satellitenstädte im alteuropäischen Stil genannt.<sup>35</sup> In Frankfurts historischem Zentrum wird derzeit für über 100 Millionen Euro ein „hochwertiges“ Wohlfühlviertel geschaffen, mit vorindustriell-kleinstädtischem Flair, überschaubaren Dimensionen und vertrauten Angeboten. Es ist kaum noch der 1968 von dem französischen Philosophen Jean Baudrillard diagnostizierte „unstillbare Hunger nach Echtem“, der hier zur Fälschung treibt.<sup>36</sup> Altstadt



Abb. 11: Vorstadt im Alt-Englischen Stil: Poundbury, Dorchester; Quelle: wikimedia, Foto: R. Dorrell.

ist in Frankfurt ein homogenes, heimeliges und vermutlich renditestarkes Neubauquartier. Altstädtisch ist nicht mehr, als ein jederzeit und überall aufrufbares Architekturpatern, das bestimmte Stimmungswerte reproduzieren soll. Es ist nicht so, dass das Echte vom Simulierten nicht unterscheidbar wäre; die Unterscheidung scheint aber in der öffentlichen Wahrnehmung wie für die Baupolitik kaum noch eine Rolle zu spielen.

„Hyperreal“ nannte Baudrillard solche Zustände, bei denen die Unterscheidung zwischen Echtheit und Simulation keine Relevanz mehr hat.<sup>37</sup> Wenn uns die Herausforderungen der Gegenwart mal wieder zu anstrengend werden, das Neue zu unübersichtlich, wenn unser städtisches Erbe ebenfalls zu sperrig erscheint oder zu teuer, dann gibt es jetzt eine konsensfähige Alternative: Wir bauen uns einen schönen neuen Altstadt-Klon.

35 D. Hassenpflug, *Citytainment* oder die Zukunft des öffentlichen Raums, in: D. Matejovski (Hrsg.), *Metropolen, Laboratorien der Moderne*, Frankfurt a.M./New York 2000, S. 308-320.

36 J. Baudrillard, *Das System der Dinge. Über unser Verhältnis zu den alltäglichen Gegenständen* (franz. 1968), Frankfurt a.M. 1991, S. 109.

37 J. Baudrillard, *Hyperreal und imaginär*, in: *ders.*, *Agonie des Realen* (franz. 1978), Berlin 1978, S. 24-26.

## REVITALISIERUNG DER STADT

Wir stehen vor tief greifenden Veränderungen, wenn es um den zukunftsweisenden Umgang mit unseren Städten geht. Sofern sich Fragen zur „In-Wert-Setzung von Städten in Zeiten der Schrumpfung“<sup>1</sup> stellen, müssten diese eigentlich davon ausgehen, dass die Städte heute keinen Wert haben, oder die Städte verfügen über nicht erkannte, nicht anerkannte Werte. Beides trifft wohl kaum zu für die europäische Stadt (vgl. Abb. 1). Während sich die Kernstädte einer nie da gewesenen Beliebtheit bei den Bürgern erfreuen, ist die gestalterische Hässlichkeit von Stadtagglomerationen und Stadtrandsiedlungen allerdings kaum noch zu überbieten. Umso nachdenklicher macht die immer wieder aufbrechende Diskussion über den Umgang mit den wunderbar erhalten gebliebenen ostdeutschen Mittelstädten. Beispielsweise fragt der Sächsische Städte- und Gemeindegtag in seiner Stellungnahme zum jüngsten Entwurf der „Verwaltungsvereinbarung Städtebauförderung 2013“<sup>2</sup> ob sich der Bund wieder an der Finanzierung des Abrisses von Denkmälern beteiligt.<sup>3</sup> Er fordert zudem, dass „der Denkmalschutz [...] nicht von vornherein einen geförderten Rückbau behindern“ darf.<sup>4</sup> Be-



Abb. 1: Anerkannte Werte der europäischen Stadt: Görlitzer Altstadt; Foto: B. Brandstetter.

- 1 Titel des gehaltenen Impulsreferats anlässlich der Tagung „Städtisches Kulturerbe zwischen Konservierung, Inszenierung und Verwertung“, veranstaltet von Forum Stadt – Netzwerk historischer Städte e.V. vom 27.-28. September 2012 in Regensburg.
- 2 Zwischen dem Bundesministerium für Verkehr, Bau und Stadtentwicklung und den Bundesländern erfolgt im Rahmen der Städtebauförderungspolitik in der Regel alljährlich eine Fortschreibung der Zusammenarbeit in der Form von Verwaltungsvereinbarungen. Hier wird Bezug genommen zur Stellungnahme des Sächsischen Städte- und Gemeindegtags zur geplanten Verwaltungsvereinbarung 2013.
- 3 Vgl. Stellungnahme des Sächsischen Städte- und Gemeindegtags vom 15.11.2012 an den Deutschen Städte- und Gemeindebund, Bonn.
- 4 Ebda., S. 2.

gründet wird diese Forderung damit, dass „aufgrund des erheblichen alten Baubestandes in Sachsen [...] eine weitergehende Abrissmöglichkeit erforderlich [...] ist und dass ein Zielkonflikt zwischen Klimaschutz, Bestandserhalt und Denkmalschutz besteht“.<sup>5</sup>

Es macht den Anschein, als ob der Sächsische Städte- und Gemeindetag noch immer nicht anerkennt, dass die Mittelstädte in Ostdeutschland in der Regel über ausgesprochen zukunftsweisende, städtische Werte verfügen, die weder den Klimaschutz noch die Stadtentwicklung als Ganzes behindern. Die Kompaktheit der historischen Städte wird in Zukunft ohnehin wegweisenderes Kriterium sein für mehr Klimaschutz und Energiesparen als der städtebauliche Unfug, nach zusätzlichen Abrissmöglichkeiten im Altbaubestand zu suchen. Vielleicht haben Forderungen wie sie der Sächsische Städte- und Gemeindetag formuliert mit einer nach wie vor tief liegenden Ablehnung bürgerlicher Werte im Städtebau zu tun – eine Haltung, welche während 40 Jahren verfehlter Städtebaupolitik in der ehemaligen DDR vor allem gegenüber gründerzeitlichen Stadtquartieren oft eingenommen wurde. Vor diesem Hintergrund sind Unsicherheiten in ostdeutschen Mittelstädten bezüglich der In-Wert-Setzung durchaus nachvollziehbar, wenngleich im Freistaat Sachsen hin und wieder der Eindruck entsteht, dass eine In-Wert-Setzung mit dem Abriss überlieferter städtebaulicher Ensembles gleichgesetzt wird. Erschwerend kommt hinzu, dass viele Debatten über die Stadtschrumpfung derartige Gleichsetzungen zusätzlich befeuern.

Eine kritischere Reflexion der tatsächlichen Werte historischer Innenstädte mit ihren gründerzeitlichen Stadtquartieren würde vielen undifferenzierten Maßnahmen der Stadtentwicklung entgegenwirken.<sup>6</sup> Es zeichnet sich auch in ostdeutschen Mittelstädten ab, dass sich die Bürger immer mehr von den anonym wirkenden Neubausiedlungen der Moderne abwenden und nach Identität und Heimatverbundenheit in den historischen Wohnquartieren der gewachsenen Städte suchen. Weit mehr als in früheren Jahren müssen wir die noch nicht erkannten Werte des städtischen Kulturerbes hervorheben. Bisher anerkannte Werte, wie ein intaktes historisches Stadtbild und Identität der Stadt, genügen offensichtlich nicht, um es angemessen zu bewahren. Vor allem in den ostdeutschen Mittelstädten sind den Bürgern die besonderen Qualitäten ihrer Städte umfassend darzulegen und verständlich zu machen. Angesichts der immer wieder aufbrechenden Forderung nach rascher Beseitigung dessen, was heute (noch) nicht vollständig genutzt wird,

5 Ebd., S. 2.

6 Eines der jüngsten Beispiele findet sich in Zittau (Sachsen): Hier soll ein maßstabssprengendes Fachmarktzentrum in den historischen Stadtkern geradezu hineingezwängt werden. Die schwerwiegende Beeinträchtigung des historischen Innenstadtensembles wird aus kurzfristigen Wirtschaftlichkeitsüberlegungen billigend in Kauf genommen, obwohl klar ist, dass derartige Zentren für Mittelstädte insgesamt und für den örtlichen Einzelhandel im Speziellen mittelfristig nur Nachteile bringen werden. Identität und Einzigartigkeit der Altstadt von Zittau werden mit dem neuen Fachmarktzentrum zu einem großen Teil verloren gehen; vgl. hierzu: *Zittauer Stadtanzeiger*, Amtsblatt der Großen Kreisstadt Zittau vom 10.09.2012.



**Abb. 2 a:** Städtebau der Moderne: Plan Voisin von Le Corbusier; Quelle: V. Lampugnani, *Die Stadt im 20. Jahrhundert*, Bd. 1, Berlin: 2010, S. 393.



**Abb. 2 b:** Euphorie der Moderne: Industrialisierung; Foto: *Stadtverwaltung Görlitz*.

wären Revitalisierungsstrategien<sup>7</sup> für Mittelstädte, insbesondere in Ostdeutschland, zu entwerfen. Dabei sind nachfolgende Überlegungen zu beachten.

## 1. REVITALISIERUNG SETZT VERHALTENSÄNDERUNG VORAUSS

Wenn es um nachhaltige Prozesse der Revitalisierung geht, dann gehören die unterschiedlichen Wertmaßstäbe im Umgang mit der europäischen Stadt ebenfalls auf den Prüfstand. Wir alle sind nach wie vor tief verwurzelt im Denken und Handeln der knapp hundertjährigen städtebaulichen Moderne. Die Euphorie, mit der die damaligen Architekten auf die Industrialisierung und Motorisierung reagierten, war zwar durchaus verständlich (vgl. Abb. 2 a, b). Ihre Nachfolger vergaßen aber mehrheitlich, dass die Menschen in der Stadt ein räumlich-soziales und nicht nur ein technisch-funktionales Lebensumfeld benötigen. Viele Architekten waren damals von der Technologie der Industrialisierung derart beseelt, dass sie nicht nur die Stadt, sondern ebenso auch die Gesellschaft und damit die Menschen in der Stadt neu erschaffen wollten. Die Frage nach einer qualitätsvollen Revitalisierung ostdeutscher Mittelstädte sollte nicht mit dem technokratisch ausgerichteten Ziel beantwortet werden, ein wie auch immer prognostiziertes Nutzungspotenzial generell zu verringern. Stattdessen ist zwischen der Qualität vorhandener Stadtbilder, den Interessen der Bürger an historisch intakten Stadtensembles und den Prämissen des städtebaulichen Denkmalschutzes sorgfältig abzuwägen. Angesichts

<sup>7</sup> Das „Görlitz Kompetenzzentrum Revitalisierender Städtebau“ als wissenschaftliche Forschungseinrichtung der Technischen Universität Dresden, Fakultät Architektur arbeitet seit 2004 an unterschiedlichen Themen der Revitalisierung von Mittelstädten insbesondere in Ostdeutschland.

der erkannten Fehlentwicklungen der städtebaulichen Moderne und in Anbetracht von raschen wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Veränderungen stehen immer wieder neu formulierte städtebauliche Leitbilder einer kontinuierlichen Stadtentwicklung entgegen. In einer sich schnell wandelnden Gesellschaft geht es in erster Linie um ein anderes Verhalten im Umgang mit der Stadt. Eine Revitalisierungsoffensive zugunsten ostdeutscher Mittelstädte müsste eine „Stadtentwicklung nach innen“ initiieren.<sup>8</sup> Sie würde Schritt für Schritt zu einer Qualifizierung der überlieferten Stadt führen und zur Identifikation der Bürger mit ihrer Stadt beitragen. Gleichzeitig wird im Rahmen eines ganzheitlich konzipierten Stadtbbaus einer weiterer Zersiedlung des Stadtumlandes entgegen gewirkt, die eigentlichen Werte der Stadt der kurzen Wege erklärt und günstige Voraussetzungen für einen nachhaltigen Klimaschutz und zum Energiesparen geschaffen.

### *Ganzheitlichkeit vor Einzelmaßnahmen*

Unbestritten ist, dass wir uns inmitten eines breiten Dialogs über den qualitativen Umgang mit der europäischen Stadt befinden. Fragen, wie auf den demografischen Wandel, auf das Erfordernis des Energiesparens oder auf den Umgang mit dem historischen Erbe der Stadt zu reagieren ist, lassen sich allerdings nicht mehr mit generellen, überall gültigen Lösungsstrategien beantworten. Es werden Ideen und Konzepte aus allen Sachgebieten benötigt, die die „Stadtentwicklung nach innen“ für jede einzelne Stadt zum besonderen Ziel erklären. Statt über Denkmalschutz oder energetische Sanierung von einzelnen Häusern nachzudenken, müssen wir die Besonderheiten der Städte in ihrer Ganzheitlichkeit begreifen. Dies heißt eben nicht, auf demografische Prognosen mit Abriss leerstehender Gebäude zu antworten oder auf den Klimawandel mit Verhüllung von historischen Bauten zu reagieren. Um die Stadt in einen neuen Wert zu setzen, sie zu revitalisieren, sind aus einer geschichtlichen Perspektive heraus Strategien, Ziele und Handlungsmöglichkeiten disziplinübergreifend – auf Augenhöhe – zu entwerfen. Dies fordert jeden Einzelnen von uns heraus, sein Verhalten zugunsten einer integrierten Arbeitsweise zu ändern. Ebenso ist es eine Aufgabe der Stadtpolitik, dafür zu sorgen, dass politische Entscheidungsvorbereitung im Team und integral statt hierarchisch erfolgt.<sup>9</sup> Als Städtebauer und Architekten müssen wir ohnehin Abschied nehmen vom Glauben, alleinige Autoren städtebaulicher Leitbilder sein zu können.

8 Angesichts immer geringer werdender Ressourcen und notwendiger Maßnahmen zugunsten des Energiesparens und gegen den Klimawandel wird vom Schweizerischen Nationalfonds ein Nationales Forschungsprogramm NFP65 zur „Neuen Urbanen Qualität“ aufgelegt, das die „Stadtentwicklung nach innen“ schwerpunktmäßig thematisiert; vgl. hierzu: J. Sulzer, Neue urbane Qualität – Ziele und Erwartungen an die Forschungsprojekte, Bern 20. Januar 2012 [www.nfp65.ch].

9 Das „Görlitz Kompetenzzentrum“ hat eigens hierfür im Rahmen der Nationalen Stadtentwicklungspolitik das Pilotprojekt TRINITAS als ein Kartenset zur Stadt-Wert-Schätzung entwickelt, das die kommunalen Fachverwaltungen von Stadtplanung und Stadtentwicklung zu kompetenten Partnern in der politischen Entscheidungsvorbereitung macht [www.stadt-wert-schaetzung.de].

In den vergangenen Jahren hat das „Görlitz Kompetenzzentrum“ erste Schritte zugunsten einer behutsamen Stadtentwicklung nach innen und Revitalisierung der historischen Stadt getan.<sup>10</sup> Auf den demografischen Wandel und den großen Leerstand von Gründerzeitquartieren ostdeutscher Mittelstädte haben wir sowohl einseitig ausgerichteten Leitbildern zur schrumpfenden Stadt mit ihren technokratisch begründeten Abrissstrategien als auch einem zu eng gefassten Denkmalschutz als Leitidee der Stadtentwicklung widersprochen. Das vom BMVBS im Rahmen der Nationalen Stadtentwicklungspolitik geförderte Modellvorhaben „Probewohnen“<sup>11</sup> versteht sich als ein ganzheitlicher Beitrag zur Stärkung von Gründerzeitquartieren – oder eben als ein Beitrag zu einem anderen Verhalten, wenn es um die Revitalisierung und um eine nachhaltige Wertschöpfung in einem Stadtteil geht (vgl. Abb. 3). „Probewohnen“ gibt interessierten Bürgern die Möglichkeit, den persönlichen Wohn-Alltag in einer Altbauwohnung der Innenstadt während einer Woche auszuprobieren. Das Projekt bietet Chancen, Vorurteile vieler Bürger gegenüber dem Wohnen in der Innenstadt durch eigene Erfahrung abzubauen.<sup>12</sup> Gleichzeitig hat das Forschungsprojekt Wege aufgezeigt, wie die Bürger als Experten einzubinden sind, statt sie über unterschiedliche Verbandspolitiken zu Zaungästen der Stadtentwicklung zu degradieren.

#### Stadtentwicklung „zum Anfassen“

Mit „Probewohnen“ werden innerstädtische Wohn- und Lebensqualitäten konkret erfahrbar gemacht. Oder man könnte auch sagen, dass mit dem Projekt „Stadtentwicklung zum Anfassen“ erprobt wurde. Dies ist umso wichtiger, weil sich den Bürgern in der Regel erst über das persönliche Erleben die eigentlichen Qualitäten erschließen, die das gründerzeitliche Stadtensemble mit seinen überlieferten Stadtraumqualitäten bietet (vgl.



Abb. 3: Probewohnen: Neue Perspektiven; Foto: A. Pfeil.

10 Das Görlitz Kompetenzzentrum geht auf eine Initiative von Gottfried Kiesow zurück, der sich bereits in den 1990er Jahren mehrfach dafür ausgesprochen hat, ein Kompetenzzentrum zur Revitalisierung ostdeutscher Städte an der Technischen Universität Dresden zu realisieren.

11 Vgl. A. Pfeil, Modellvorhaben Probewohnen – Zurück in die Gründerstadt. Endbericht Modellvorhaben der Nationalen Stadtentwicklungspolitik, Görlitz/Dresden: Dez. 2009, unveröff. Projektbericht.

12 In vielen ostdeutschen Mittelstädten besteht nach wie vor eine gewisse Zurückhaltung vor allem gegenüber dem Wohnen in Gründerzeitquartieren.



Abb. 4: Probewohnen: Stadt sinnlich erfahren;  
Foto: A. Pfeil.

Abb. 4). Mit „Probewohnen“ sollte das vermittelt werden, was der Schweizer Architekt Peter Zumthor poetisch formuliert, wenn er die architektonische Qualität als die „Magie des Realen“ bezeichnet.<sup>13</sup> Die Ergebnisse des Modellvorhabens „Probewohnen“ belegen, dass sich die Vorteile des Wohnens in der Innenstadt – dank unmittelbarer und sinnlicher Erfahrungen durch die Bürger – real vermitteln lassen. Wir konnten eine Breitenwirkung in der Bürgerschaft erreichen, die mit theoretischen Debatten und architektonischer Abstraktion kaum zu erzielen ist.

Mit dem Modellvorhaben „Probewohnen“

haben wir zudem die Schrumpfungsthematik in der Stadtentwicklung quasi auf den Kopf gestellt und sie mit einem zukunftsweisenden Perspektivenwechsel versehen. Mit dem Wissen um die Qualität derartiger Projekte und der Erkenntnis, dass gründerzeitliche Stadtteile in der Regel über eine hohe Wohnqualität verfügen, ist nicht die rasche Beseitigung leerstehender Gebäude anzustreben. Weit wichtiger wäre es, nach dem eigentlichen Wert leerstehender Gebäude, insbesondere in Stadtteilen der Gründerzeit zu fragen. Nicht umsonst sucht etwa Anne Pfeil sehr treffend nach dem „Leerstand als Nutzen“.<sup>14</sup> Eine neue Qualität nachhaltiger Revitalisierung von Stadtquartieren konnte dank einer anderen Sicht der Dinge erreicht werden. Sie ist beseelt vom Respekt gegenüber dem städtischen Kulturerbe und dessen Entwicklungschancen sowie von Offenheit gegenüber neuen Perspektiven. Das Beispiel aus Görlitz, als typische ostdeutsche Mittelstadt mit wunderbaren Gründerzeitquartieren, zeigt aber auch, dass derartige Beteiligungs- und Revitalisierungsprozesse äußerst zeitintensiv sind. Entsprechend müssen Verhaltensänderungen in Politik, Verwaltung, Wissenschaft und Praxis eingefordert werden.

## 2. REVITALISIERUNG BASIERT AUF KLEINTEILIGKEIT

Grundlegende Veränderungen der europäischen Städte erfolgten stets in längerfristigen Zeitabschnitten. Dagegen überlebten die historischen Städte kurzfristige Feuersbrünste und Zerstörungen in der Regel erstaunlich gut. Dank der kleinteiligen städtischen Glie-

13 P. Zumthor, *Atmosphären, Architektonische Umgebungen – die Dinge um mich herum*, Basel u.a. 2006, S. 17 f.

14 A. Pfeil, *LEERSTANDNUTZEN, Perspektivenwechsel im Umgang mit dem strukturellen Wohnungsleerstand in ostdeutschen Gründerzeitgebieten*, Diss. Fakultät Architektur der TU, Dresden 2012 (Veröff. in Vorbereitung).

derung und Parzellierung wurden die hochstehenden Wohn- und Lebensqualitäten in den Städten kaum je flächendeckend beeinträchtigt (vgl. Abb. 5). Diese historische Robustheit und Widerstandsfähigkeit städtischer Strukturen in Maßstäblichkeit und stadträumlicher Gliederung ist darauf zurück zu führen, dass Veränderungen wohl kontinuierlich, aber eben auch kleinteilig und Schritt für Schritt vorgenommen wurden. Ein Denken und Handeln, welches aus der Stadtbaugeschichte und dem Verständnis über die inneren Zusammenhänge von städtebaulichen Ensembles hervorgeht, trägt zu einer vielschichtigen Stadtumbaukultur und damit zu einer sorgfältig zu gestaltenden Revitalisierung der Städte bei.



Abb. 5: Qualität durch Kleinteiligkeit: Brügge; Quelle: Google Maps.



Abb. 6: Inszenierung mit geringer Halbwertszeit: Ansicht des Stedelijk Museum Amsterdam; Quelle: [www.stedelijk.nl](http://www.stedelijk.nl)

### *Poetische Stadtbaugestaltung schafft Raumgeborgenheit*

Architektonische Inszenierungen in der historischen Stadt haben in der Regel geringe Halbwertszeiten (vgl. Abb. 6), wenn sie weder die Stadtbaugeschichte noch die überlieferte Körperlichkeit der Stadt reflektieren. Nach Miroslav Sik ist es äußerst fraglich, ob eine kreative Achtsamkeit gegenüber der Stadtgeschichte und überlieferten Kriterien der Stadtgestaltung noch möglich ist angesichts eines medial ausgerichteten Zeitgeistes, der „darauf erpicht [ist] globale Ereignisse zu produzieren, also Events, [... die] den Bau spektakulärer Solitäre [befördern]“.<sup>15</sup> Behutsam eingefügte Neubauten, die sich als Teil eines städtebaulich lesbaren Ensembles verstehen und die gestalterische Überlieferung weiter entwickeln, tragen dagegen zu einem sorgfältigen Stadtumbau bei (vgl. Abb. 7). Sik befördert eine nachhaltige Revitalisierung der europäischen Stadt, wie sie seit Jahrhunderten erfolgreich und konkurrenzlos praktiziert wurde. Eine kreative Achtsamkeit in der Stadtbaugestaltung ist keinesfalls gleichzusetzen mit einer einseitigen Konservierung des

15 Miroslav Sik im Gespräch mit Muck Petzet, Das Altneue, in: M. Petzet/F. Heilmeyer (Hrsg.), Deutscher Beitrag Reduce, Reuse, Recycle, Ressource Architektur, Deutscher Pavillon 13. Intern. Architekturausstellung, La Biennale di Venezia 2012, Ostfildern 2012, S. 39 ff.



Abb. 7: Behutsames einfügen ist sorgfältiger Stadtumbau; Foto: M. Heinrich.

Ist-Zustands. Natürlich macht eine zukunfts offene Stadtentwicklung auch behutsame Transformationen von Stadtensembles erforderlich. Robustheit in der Stadtentwicklung wird gestärkt, wenn es gelingt, aus der Stadtbaugeschichte mit Inspiration neue Gestaltungskonzepte zu entwerfen, die den besonderen Charakter eines überlieferten Stadtensembles sinnlich in Erinnerung behält. Diesen Anspruch an eine poetisch ausgerichtete Stadtbaugestaltung hat Karl Friedrich Schinkel bereits 1865 vorgezeichnet. Sein eigenes Entwurfswerk reflektierend, stellt er fest: „sehr bald gerieth ich in den Fehler der reinen radikalen Abstraction, wo ich die ganze Composition für ein bestimmtes Werk der Baukunst aus seinem nächsten trivialen Zweck allein und aus der Konstruktion entwickelte, in diesem Falle entstand etwas Trockenes, Starres, [...] das das Historische und Poetische ganz ausschloss“.<sup>16</sup> Historische Gegebenheiten inspirieren zu einer Stadtbaugestaltung, die Altes im Neuen erfahrbar werden lässt. Eine konsequente Ausrichtung des Stadtumbaus auf das „Altneue“<sup>17</sup> wie Sik es nennt, wird den

Bürgern Chancen eröffnen, Stadtquartiere mit neuen Identitäten zu erkennen, eine persönliche Raumgeborgenheit im Stadtensemble zu erfahren und eine besondere Heimatverbundenheit mit dem Wohnviertel zu entwickeln. Eine so verstandene, poetische Stadtbaugestaltung erfordert ein Höchstmaß an Kreativität, mehr Bescheidenheit gegenüber dem, was schon da ist, eine gestalterischer Offenheit und eine Vielfalt an strategischen Allianzen von Politik, Stadtplanung und Stadtbaugestaltung.

Revitalisierungsstrategien, die vorrangig nach innen ausgerichtet sind, haben auch Stadtrandsiedlungen im Fokus. Langfristig sind dort ähnliche, stadträumliche Qualitäten wie in den Kernstädten zu schaffen. Denn in diesen Siedlungen lebt heute die Mehrheit der Einwohner einer Stadt, weshalb ein qualitätsvoller Stadtumbau auch hier vorbereitet werden müsste. Die anonym wirkenden Siedlungen der Moderne sind zu lesbaren Stadträumen umzubauen. Städtebaulich unverwechselbare Orte entstehen auf der Grundlage örtlicher Tradition in enger Verbindung mit neuen Gestaltungsideen. Angesichts der raumoffenen Globalisierung haben die Stadtbürger in zunehmendem Maß ein Bedürfnis nach Raumgeborgenheit in ihren Wohnquartieren. Damit werden ihnen neue Anknüpfungspunkte für die Identifikation mit der Stadt und dem Wohnviertel angeboten, wodurch ganz besonders der gesellschaftliche Zusammenhalt gestärkt wird.

16 Karl Friedrich Schinkel zit. n. J. Trempler, Schinkels Motive, Berlin 2007, S. 50.

17 M. Sik (s. A 15), S. 39.



**Abb. 8:** Rekonstruktion als Beitrag zur Stadtraumbildung;  
Quelle: DomRömer GmbH Frankfurt a.M.

### *Rekonstruktion dient der Erfahrung zur Stadtraumbildung*

Es ist zu prüfen, ob der Anspruch auf Gestaltung von Stadtensembles und Stadtraumbildung in die richtige Richtung weist. Je nach Blickwinkel könnte der geforderte Fachdialog beispielsweise zu einer einseitigen Verteidigung der abstrakten Moderne führen, statt zur intensiven Suche nach mehr Sinnbildung und lesbarem Geschichtsbezug in Stadtbauarchitektur und Stadtbaukunst. Die Frage muss gestattet sein, ob es denn tatsächlich verwerflich ist, einen lesbaren Bezug auf verlorene, historische Stadtbilder wieder herzustellen? (vgl. Abb. 8). Offensichtlich zeigen beispielsweise Frankfurt am Main, mit der Anknüpfung an die historische Stadtraumbildung durch das „DomRömer-Projekt“, oder Dresden, mit der Neugestaltung des historischen Stadtraums rund um die Frauenkirche am Neumarkt, dass ein stadträumlicher Bezug auf die Tradition bei den Bürgern großes Verständnis gewinnt. Von größerer Tragweite als der Dialog über mehr oder weniger gelungene Architektur einzelner Gebäude in diesen Ensembles ist es, dass die stadtraumbetonten Bilder zum „DomRömer-Projekt“ oder zum „Dresdner Neumarkt“ letztendlich zu mehr Identität der Bürger mit ihrer Stadt führen. Auch wenn rekonstruierte Stadtbilder in der Denkmalschutzdisziplin nicht einheitlich positiv gesehen werden, leisten derartige Beispiele einen historischen Beitrag der Stadtentwicklung zu Beginn des 21. Jahrhunderts. Sie zeigen, was Stadtraumbildung, die an historische Vorbilder anknüpft, vermitteln kann, wenn sie den Anspruch formulieren, besondere und unverwechselbare Orte in der Stadt zu schaffen. Angesichts einschneidender Trends der Globalisierung mit ihren

weltweit ähnlich operierenden Investoren und deren Architekturdesign werden derartige stadtraumbetonte Ensembles zu einem historischen Beitrag der Stadtentwicklung, der in Zukunft kaum noch zu übergehen sein wird.

### *Von der Massenproduktion und Individualität*

Zukunftstaugliche Revitalisierungsstrategien zugunsten der überlieferten Stadt müssen das Verhältnis von einstiger Massenproduktion und neuer Individualität ebenfalls neu gewichten. Dank gesellschaftlicher und technologischer Veränderungen wird die kleinteilige Revitalisierung zusätzlich gestärkt. Das Synonym der industriellen Massenproduktion des 20. Jahrhunderts wird im 21. Jahrhundert durch dasjenige des Individuums abgelöst. Das Individuum wird zum Faktor einer „dezentralisierten Wertschöpfung“<sup>18</sup> und zur unmittelbaren „Quelle ökonomischer Werte“,<sup>19</sup> wie Shoshana Zuboff prognostiziert. Sie zeichnet die Abkehr vom Massenkonsum und die Hinwendung zur ökonomisch relevanten Individualität der Menschen am Beispiel der Entwicklung des iPod der Firma Apple nach.<sup>20</sup> Damit werden Vorboten einer gesellschaftlichen Entwicklung skizziert, die zu grundlegenden Veränderungen und Verhalten auch in der städtebaulichen Entwicklung führen werden. Auch wenn es im Städtebau eher um kollektive Identität geht, wird das individuelle Verhalten immer mehr an Bedeutung gewinnen. Die Chancen, die sich mit einer kleinteiligen und lesbaren Stadtraumbildung bieten, werden in den neuen Leitkriterien von Individualität, Identität und persönlicher Verbundenheit der Bürger mit ihrem Wohnort gesehen. Siedlungen und Stadtteile, die von der industriellen Massenproduktion geprägt sind, müssen bei einem entspannten Wohnungsmarkt in der Weise umgestaltet werden, dass sie den vielfältigen Wünschen und individuellen Vorstellungen der Stadtbewohner entsprechen. Andernfalls werden sie tatsächlich nicht mehr gebraucht. Ein behutsamer Stadtbau, der auf die Wünsche und Bedürfnisse der Individuen ausgerichtet ist, wird zur ökonomisch relevanten Strategie und führt zu einer nachhaltigen Revitalisierung der Stadt.

### **3. FAZIT: WERTSCHÖPFUNG DURCH STADTBAUGESTALTUNG**

Die Revitalisierung der Stadt setzt eine Stadtbaugestaltung voraus, die sich nicht nur sektoral auf aktuelle architektonische, denkmalpflegerische oder ökonomische Anliegen konzentriert. Eine ganzheitliche Stadtbaugestaltung ermöglicht eine nachhaltige Wert-

18 S. Zuboff, Das System hat versagt. Protokoll einer Zukunftsvision, in: Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung 10.02.2013, S. 41.

19 Ebda. S. 41.

20 Shoshana Zuboff erklärt, dass „niemand [...] mehr Geld für CDs ausgeben [will ...], weil ich nicht die Songs will, die du für mich ausgesucht hast. Ich will die Songs, die mir gefallen [...] mit der digitalen Infrastruktur herunterladen, [weshalb] es für mich keinen Grund mehr gibt, [ein vorgegebenes CD-Paket] zu kaufen“, ebda., S. 41.



Abb. 9: Diskurs über Raumwirkung und Körperlichkeit der Stadt; Foto: J. Sulzer.

schöpfung in der Stadt, im Sinne von mehr Raumgeborgenheit und Identifikationsmöglichkeiten durch die Bürger. Dabei ist prozessorientiertes Denken und Handeln ebenso wegleitend, wie es gilt, die Kleinteiligkeit einzelner Veränderungen im Blick zu behalten, ohne das Ganze zu vernachlässigen. Den Stadtumbau so zu gestalten, dass eine lesbare Raumbildung und eine gestalterische Kontinuität wegleitend bleiben, eröffnet neue Chancen für die Stadtentwicklung. Mit einem kritischen Dialog über Stadtraum, Raumproportion und Körperlichkeit der Stadt (vgl. Abb. 9) werden städtebauliche Kriterien aufgegriffen, die spannende Antworten auf die zunehmende Individualisierung der Stadtgesellschaft bereithalten.

Die nachhaltige Revitalisierung der europäischen Stadt sollte sich daran orientieren, dass von den überlieferten Stadtbaustrukturen auszugehen ist und das Alte im Neuen stets erkennbar bleibt, statt globalisiertem Architekturdesign zu huldigen. Die Einzigartigkeit der überlieferten, historischen Stadt ist kreativ weiter zu entwickeln. Eine in diesem Sinn poetisch ausgerichtete Stadtbaugestaltung führt zu einer vielschichtigen Wertschöpfung, die vor allem die ostdeutschen Mittelstädte dringend benötigen. Quasi wie von selbst ergibt sich bei vielen Verantwortlichen in diesen Städten die Einsicht, dass die bereits vorhandene „Stadt der kurzen Wege“, als ganzheitliches Kriterium für Energie-sparen und Klimaschutz ebenso selbstverständlich brach liegt, wie es gilt, auf naheliegende Art und Weise dem Wunsch nach Identität der Stadtbürger mit ihrem Stadtteil nachzukommen und auf individuelle Bedürfnisse einzugehen. Anstelle der Frage, wie der Abriss von Gebäuden, die heute noch nicht umfassend genutzt werden, zusätzlich zu fördern wäre, tritt mehr und mehr die Einsicht, dass durch eine ganzheitliche Stadtbau-

gestaltung eine nachhaltige Wertschöpfung, insbesondere in ostdeutschen Mittelstädten erreicht und mit großem Engagement aufgegriffen werden kann. Es ist wohl mehr Sorgfaltspflicht im Umgang mit den wunderbar erhalten gebliebenen städtischen Räumen ebenso zu fordern wie es gilt, nach einer poetischen Stadtbaugestaltung immer wieder neu zu suchen. Im verantwortungsvollen Umgang mit den unverwechselbaren Stadträumen überlieferter Städte liegen die Chancen zukünftiger Stadtentwicklung, statt immer wieder den Rückbau von Baudenkmalern als Revitalisierungserfolg zu preisen oder auf neue architektonische Inszenierungen in historischen Städten zu schielen, wodurch sich die städtebauliche Moderne quasi über die Hintertür wieder einschleicht.

## **KRISEN: CHANCEN FÜR DIE ALTSTADT?**

### **ZUR ROLLE DES GEBAUTEN KULTURERBES ALS URBANER RESILIENZFAKTOR**

#### **1. EINFÜHRUNG**

Niemand weiß, was die Zukunft bringt. Es ist allerdings mehr als wahrscheinlich, dass einige Phänomene, wie die Veränderung des Klimas und das daraus resultierende Wetter, großen Einfluss auf die Entwicklung unserer Städte haben werden. In diesem Fall sind zum einen präventive Maßnahmen erforderlich, wie die Reduktion des CO<sub>2</sub> Ausstoßes und anderer klimaschädlicher Gase, zum anderen die Entwicklung geeigneter, auf lokale Bedürfnisse zugeschnittene Anpassungsstrategien. Unter dem Stichwort „Demographischer Wandel“ sind vielerorts Veränderungen in der Zusammensetzung der Bevölkerung zu erwarten. Die Modifikation im Hinblick auf die vorhandene Altersstruktur wird dabei regional sehr unterschiedlich ausgeprägt sein. Da Menschen in verschiedenen Lebensphasen sehr heterogene Bedürfnisse haben, gilt es diese vielfältigen Interessen in Städtebau und kommunale Planungsstrategien einfließen zu lassen. Wanderungsbewegungen werden wahrscheinlich zunehmen, sowohl im regionalen als auch im internationalen Zusammenhang. Fragen der Integration und Inklusion stellen sich zwar an vielen Orten nicht als neue, aber in ihrer Dimension neu zu bewertende Aufgabe. Neben diesen grundlegenden Herausforderungen ist gleichzeitig eine große Zahl an technischen Innovationen zu erwarten, welche Veränderungen in den Städten hervorrufen werden. Als Beispiel sei hier nur auf veränderte Technologien der Telekommunikation oder modifizierte Mobilitätsstrukturen verwiesen. All diese Veränderungen wirken sich im komplexen System Stadt auf unterschiedliche Dimensionen, Planungsebenen, Planungsorte und Akteure aus.

Dieser Veränderungsdruck ist die eine Seite der Medaille; die andere zeigt, dass historische Städte, respektive ihre Zentren oder Altstädte, per se von großer Bewahrungskompetenz geprägt sind. Eine in vielen mitteleuropäischen Ländern stark professionalisierte und institutionalisierte Denkmalpflege hat ihren wertvollen und anerkannten Beitrag zum möglichst unversehrten Erhalt geleistet, die im Idealfall durch persistente Nutzungen geprägt ist. Die Reaktion auf neue Herausforderungen und Risiken bedingt hingegen die Entwicklung und Implementation neuer Veränderungs- und Anpassungsstrategien. Persistenz einerseits und Veränderungsdruck andererseits – dies erscheint zunächst als widersprüchliche Situation und zugleich als große Aufgabe, die in den nächsten Jah-

ren zu meistern wäre. Dabei gilt es, Städte robust zu machen, was freilich nicht heißt: starr und unflexibel. Inwieweit kann hier das theoretische Konstrukt „städtische Resilienz [verstanden] als Widerstands-, Anpassungs- und Innovationsfähigkeit“,<sup>1</sup> weiterhelfen?

## 2. RESILIENZ – TERMINOLOGIE

Der Begriff „Resilienz“ ist in den 1950er Jahren zuerst in der Psychologie angewandt worden. Ursprünglich hat man ihn im Zusammenhang mit der Widerstandsfähigkeit von Kindern verwendet. Damals wurde er im Sinne eines Konglomerats an Eigenschaften verstanden, die es Menschen ermöglicht, unter widrigen Lebensumständen oder unter dem Einfluss von Krisen psychische Stabilität beizubehalten und psychisch gesund zu bleiben.<sup>2</sup> In den letzten Jahren wurde der Terminus in vielen Disziplinen en vogue<sup>3</sup> und in verschiedenen wissenschaftlichen Zusammenhängen häufiger angewandt,<sup>4</sup> von der Humanökologie über taxonomische Ansätze, über die Entwicklungsländerforschung bis zur Mikrosoziologie, Ethnologie und der politischen Soziologie. Bezogen auf urbanistische Fragestellungen und Governance-Forschung besteht dabei eine starke Fokussierung auf die Herausforderungen für Politik und Planungen. Da diese komplex und nicht eindimensional sind, können nur durch die Überwindung der sektoralen Politikmodelle im Sinne eines systemischen Ansatzes die unterschiedlichen Handlungsbereiche und Strukturen integriert werden, um Resilienz im Hinblick auf kommende Gefahren und Bedrohungen zu erreichen.<sup>5</sup> Doch wie kann man die kommenden Gefahren und Gefährdungen

- 1 Vgl. Ankündigung des Denksalon 2012 Revitalisierender Städtebau. Bezüglich des Konstrukt-Charakters weist Hans Joachim Bürkner zurecht darauf hin, „dass Annahmen über Verletzlichkeit und die Kompensation von Schädigungen häufig nicht als das reflektiert werden, was sie aufgrund ihrer Funktion innerhalb gesellschaftlicher Diskurse zwangsläufig sein müssen – nämlich sozial konstruierte Ideen“; vgl. *H.J. Bürkner*, Vulnerabilität und Resilienz – Forschungsstand und sozialwissenschaftliche Untersuchungsperspektiven, Working Paper, Erkner, Leibniz-Institut für Regionalentwicklung und Strukturplanung 2010, S. 25 f.
- 2 „Mit „Resilienz“ bezeichnet man die psychologische bzw. die psychophysiologische Widerstandsfähigkeit, die Menschen befähigt, psychologische und psychophysiologische Belastungen (stress, hyperstress, strain) unbeschädigt auszuhalten und zu meistern“; vgl. *H.G. Petzold/L. Müller*, Resilienz und protektive Faktoren im Alter und ihre Bedeutung für den Social Support und die Psychotherapie bei älteren Menschen, Düsseldorf/Zürich, 2002, S. 2.
- 3 Zu nennen wären hier beispielsweise die zunehmende Verbreitung der Konzepte der positiven Psychologie durch Martin Seligman oder die Anwendung in Verbindung mit Strategien zur Persönlichkeitsentwicklung und der Stärkung der persönlichen Widerstandsfähigkeit. Seligman hat durch wissenschaftlich validierte Methoden verschiedene Formen von Resilienztraining etwa in Schulen oder in der US Army implementiert. Die Bestimmung von Resilienzfaktoren in Persönlichkeitsprofilen wurde dabei auch im Rahmen von Personalauswahlinstrumenten und zur besseren Vorhersagbarkeit von erfolgreichem Führungshandeln angewandt; vgl. *M. Seligman*, Flourish, München 2012.
- 4 *H.J. Bürkner* (s. A 1), S. 22 f.
- 5 *W. Medd/S. Marvin*, From the politics of urgency to the governance of preparedness: A research agenda

beschreiben? Es sind „Zustände und Prozesse, die die Ausgesetzttheit, Anfälligkeit sowie die Reaktionskapazitäten eines Systems oder Objekts hinsichtlich des Umgangs mit Gefahren [...] bedingen. Dabei spielen physische, soziale, ökonomische und umweltbezogene Faktoren eine Rolle.“<sup>6</sup> Um dem zu begegnen soll Robustheit und Widerstandsfähigkeit helfen: ‚Resilienz‘ bezeichnet entweder die Fähigkeit von Personen, sozialen Gruppen, Systemen oder Gegenständen, eingetretene Schädigungen zu kompensieren bzw. die verlorene Funktionalität wieder herzustellen, oder die Fähigkeit, flexibel auf Gefährdungen zu reagieren und mögliche Schädigungen abzuwehren.“<sup>7</sup> Diese Definition erscheint nachvollziehbar und logisch. Wobei es trotz einer Vielzahl an jüngsten Veröffentlichungen zum Thema jedoch offenkundig ist, dass nach überwiegend theoriegeprägten Annäherungen an den Begriff die Anwendung und Umsetzung in konkreten räumlichen Zusammenhängen überwiegend noch geleistet werden muss.

### 3. RESILIENZ, ARCHITEKTUR UND STÄDTEBAU

In der Literatur werden verschiedene Operationen benannt, welche die Entwicklung von städtebaulicher Resilienz fördern sollen. Die unterschiedlichen Ansätze erscheinen zwar teilweise sinnvoll, können aber nicht unmodifiziert auf historische Stadtteile und Zentren übertragen werden.<sup>8</sup> Es wird auch deutlich, dass die Betrachtung der städtebaulichen Planungsebene bei weitem nicht genügt. Planung ist eingebunden in Strukturen und Systeme (gesamtgesellschaftliche Entwicklungen, Verfügbarkeit von Ressourcen etc.) mit vielfältigen Parametern, die zahlreiche Wechselwirkungen entfalten. Zur Bewältigung ist sowohl Diversität – das heißt Vielfalt bei Typologien, Bauweisen usw. – wie auch Flexibilität – im Hinblick auf Strukturen, Nutzungen, Grundrisse etc. – gefragt. So können Planungsmechanismen widerstandsfähiger werden: „Gemeint ist die Fähigkeit eines Systems, flexibel auf Änderungen des Kontexts, auf Störfaktoren zu reagieren, ohne dass es in einen anderen Zustand fällt.“<sup>9</sup>

on urban vulnerability, in: *Journal of Contingencies and Crisis Management* 13 (2005), S. 44 ff.

6 J. Birkmann et al., Glossar – Klimawandel und Raumentwicklung, E-Paper der ARL Hannover 2011, S. 25; vgl.: [www.shop.arl-net.de/media/direct/pdf/e-paper\\_der\\_arl\\_nrl0.pdf](http://www.shop.arl-net.de/media/direct/pdf/e-paper_der_arl_nrl0.pdf) [25.01.2012]

7 H.J. Bürkner (s. A 1), S. 24.

8 Als Resilienzparameter werden von G. Christmann u.a. beispielsweise genannt: 1. Veränderung der eigenen Position im relationalen Gefüge. 2. Einheiten aus dem relationalen Gefüge werden verändert. 3. Elemente aus dem relationalen Gefüge werden entfernt. 4. Elemente werden dem relationalen Gefüge hinzugefügt. 5. Art oder Intensität der Beziehung zu Einheiten aus dem Gefüge werden verändert. 6. Die Ebene, die zunächst der Analyse von Verletzbarkeit dient, wird hinterfragt und verschoben. Es bleibt aber offen, wie diese konkret etwa auf die Situation historischer Altstädte übertragen werden können, vgl. G. Christmann/O. Ibert u.a., ‚Vulnerabilität und Resilienz in sozio-räumlicher Perspektive. Begriffliche Klärungen und theoretischer Rahmen, Working Paper, Erkner, Leibniz-Institut für Regionalentwicklung und Strukturplanung 2011, S. 25.

9 Vgl. M. Schaefer, Interview geführt von den Autoren, in: A. Eisinger/J. Seifert (Hrsg.), *Urban Reset. Freilegen immanenter Potentiale städtischer Räume*, Basel 2012, S. 82.

Eben weil Städte strukturell in komplexe Systeme eingewoben sind – sei es durch Austausch, Verkehr, Versorgung etc. –, braucht es eine übergeordnete Sichtweise. Sowohl Architektur als auch Städtebau finden innerhalb dieser Zusammenhänge und nicht losgelöst davon statt, weshalb es wenig hilfreich ist, wenn die Betrachtung zu kleinteilig bleibt bzw. nur einzelne Faktoren berücksichtigt. In diesem Sinne scheint auch die Erweiterung der Rolle der Architekten bzw. der planenden Experten sinnvoll. Nicht bloß die Durchführung eines definierten Projekts sollte in ihrer Verantwortung liegen, vielmehr auch die Mitwirkung an der Definition der Aufgabenstellung selbst, um die Gesamtzusammenhänge und Rahmenbedingungen besser würdigen zu können. Robustheit ist auch bei (deren) Konzepten wünschenswert, die selbst bei unterschiedlichen Projektabläufen noch durchsetzbar und erkennbar bleiben sollten.<sup>10</sup> Ein weiterer Baustein zum Erreichen der gewünschten Anpassungsfähigkeit ist „Diversität“. Was damit gemeint ist, erklärt sich vielleicht am besten am Gegenbeispiel: Denn als solches können etwa Dubai und Abu Dhabi im Mittleren Osten gelten, da deren Entwicklung sehr stark vom Automobil und der Erreichbarkeit per Flugzeug abhängig ist; in dieser Ausschließlichkeit liegt ein Problem.<sup>11</sup>

Insgesamt wurde die Raumdimension von Resilienz bisher noch zu wenig in der Diskussion berücksichtigt. Dies gilt gleichermaßen für die Rolle einzelner Stadtteile als auch die Bestimmung der konkreten räumlichen Einheiten. In diesem Zusammenhang gibt es auch starke Hinweise, dass Resilienz nicht als bloßer Zustand oder als Kategorie verstanden werden kann, sondern vielmehr als Prozess zu betrachten und damit das Augenmerk auf Lern-, Anpassungs- und Innovationsprozesse zu lenken ist.<sup>12</sup> Vor dem Hintergrund der anstehenden Herausforderungen für Städte erscheint dies zwingend. Als Interventionsraum bleiben dabei keinesfalls nur das top down von Politik und Verwaltung, sondern auch bottom up-Ansätze; entsprechend hat sich ja in einigen Ländern parallel eine Graswurzelbewegung aus der Bürgerschaft heraus entwickelt.<sup>13</sup> In Verbindung mit kulturellem Erbe wurde Resilienz zwar bereits als Strategie zu dessen Erhalt untersucht,<sup>14</sup>

10 Ebda., S. 78 f.

11 Ebda., S. 83 f.

12 G. Christmann/O. Ibert (s. A 8), S. 4 ff.

13 Unter dem Eindruck des Klimawandels und der knapper werdenden Ölreserven entwickelte sich zuerst in Großbritannien, danach auch in vielen anderen Ländern die „Transition Town-Bewegung“. So haben „BürgerInnen einiger innovativer Städte und Gemeinden den Schritt gewagt, durch eine ganzheitliche Herangehensweise ihren CO<sub>2</sub>-Fußabdruck zu verringern und ihre Widerstandsfähigkeit gegenüber den grundlegenden Änderungen, welche das globale Ölfördermaximum mit sich bringt, zu stärken“, vgl. B. Brangwyn/R. Hopkins, Transition Initiativen – Ein Leitfaden. Energie- und Kulturwende in Städten, Gemeinden, Landkreisen, Dörfern, Gemeinschaften und ganzen Regionen, 2008, S. 3 (online abrufbar). Unter diesem Dachbegriff ist eine Vielzahl meist auf Bürgerinitiativen zurückgehende Zahl an lokalen Aktivitäten entstanden. Spezifisch das Thema „Kulturerbe“ stand bisher noch kaum im Blickpunkt von Transition Town-Initiativen.

14 Vgl. J. Mackee, Sustaining cultural built heritage in the Asian Region through resilience. Conference Paper University of Moratuwa 2012.

aber umgekehrt die Rolle des gebauten Kulturerbes als Resilienzfaktor noch kaum beachtet.

Richtet man den Fokus auf konkrete Merkmale von städtebaulicher Resilienz wird man bei Tom Sieverts fündig, der Resilienz im Zusammenhang mit dem Planen und Bauen vor dem Hintergrund einer zunehmenden Ressourcenverknappung beschreibt und einen innovativen Städtebau fordert. Sein Appell beruht auf der Beobachtung, dass Modifikationen der Primär- oder Basisenergien immer zu tiefgreifenden Veränderungen der Städte und neuen Stadtformen geführt haben.<sup>15</sup> Dabei benennt er eine Reihe von Aspekten, welche zur schonenden Bewältigung von „Stressfaktoren“ wichtig sind.

Für historische Stadtteile und Stadtzentren erscheinen einige konkrete Merkmale relevant: An erster Stelle ist die Schonung von Ressourcen durch Langlebigkeit von Bauten zu nennen und eng damit verbunden eine gute Reparaturmöglichkeit der einzelnen Bauteile (vgl. Abb. 1). Um den Gegensatz zwischen der Langlebigkeit der gebauten Struktur und kurzlebigen Nutzungen abzumildern, können Redundanz und Nutzungsoffenheit, aber auch der ökonomische Umgang mit Flächen durch Mehrfach-Codierungen hilfreich sein. Geschickte Raumanordnungen und Baukonstruktionen sind zudem ein veritabler Beitrag zur Energieeffizienz.

Bedauerlicherweise gibt es erst sehr wenige Arbeiten, die sich mit der Anwendung und konkreten Umsetzung von Resilienz im lokalen Planungskontext auseinandersetzen. Die „Übersetzung“ des theoriebasierten Begriffs in verständliche und konkrete (Planungs-) Handlungen vor Ort muss in diesem Zusammenhang in weiten Teilen noch geleistet werden.<sup>16</sup> Wie kann Resilienz durch Flächennutzungs- und Bebauungspläne umgesetzt wer-



Abb. 1: Holztür in Edinburgh; Quelle M. Ripp.

15 Vgl. T. Sieverts, Resilienz – zur Neuorientierung des Planens und Bauens, in: *disP – The Planning Review* 18 (2012), S. 83 ff.

16 Auf regionaler Ebene untersuchte das PESTEL Institut Resilienz. Auf Basis einer Liste von 18 Indikatoren wurde auf der Ebene der Kreise und kreisfreien Städte die „regionale Krisenfestigkeit“ untersucht. Zu den Indikatoren gehören etwa im Bereich „Soziales“ die Zahl der Schulabgänger ohne Hauptschulabschluss oder im Feld „Verkehr“ die Zahl der ÖPNV-Fahrzeugkilometer je Einwohner. Die Interpretation der Indikatoren im Hinblick auf die Krisenfestigkeit erfolgt durch lineare Kausalzusammenhänge. Etwa: Indikator im Bereich Wohnen: Wohnfläche pro Einwohner; „niedrige Wohnflächen je Einwohner gehen dementsprechend mit geringem Energieverbrauch und wegen der durchschnittlich dichten Bebauung niedrigerem Mobilitätsbedarf einher, was in Krisen vorteilhaft ist“; vgl. *PESTEL Institut*,

den? Welche Planungsinstrumente können implementiert oder müssen variiert werden, um Resilienz zu fördern? Auch wenn viele Fragen im Moment noch offen bleiben, lassen die aufgezeigten Kategorien und Merkmale vermuten, dass historischen Stadtteilen- und Zentren eine besondere Rolle als Resilienzfaktor im System Stadt zukommt.

#### 4. RESILIENZ VON STÄDTISCHEM KULTURERBE: MÖGLICHKEITEN UND GRENZEN

Da wir nicht in die Zukunft blicken können, müssen wir uns bei der Beurteilung von Resilienzfaktoren auf Erkenntnisse aus der Vergangenheit stützen. In der Persönlichkeitspsychologie etwa bildet die Auswertung von vorhandenen Stärken, welche sich durch Ereignisse, Interpretationsmuster, Bewertungen etc. zu bestimmten Persönlichkeitsmerkmalen ausgebildet haben, einen ersten Ansatzpunkt für eine zu unterstützende weitere Entwicklung.<sup>17</sup> Versucht man dieses Modell auf Städte zu übertragen, so wäre zu untersuchen, wie und unter welchen Umständen sich bestimmte Typologien, Raumdispositionen, lokale Traditionen, Konstruktionsarten usw. bewährt – oder eben nicht bewährt – haben. Wenn im Folgenden ein etwas genauerer Blick auf das entsprechende Potential historischer Stadtteile und Zentren geworfen wird, dann bietet es sich an, dies anhand von vier unterschiedlichen Kategorien zu tun, die sich aus der einschlägigen Literatur herauschälen lassen: Entwurf und Konstruktion, Materialität, Nutzung und Planung (Metaebene).<sup>18</sup>

##### 4.1. Resilienz von Entwurf und Konstruktion

Bei historischen Bauten waren es zumeist unmittelbar wirtschaftliche Gründe, die zu Entwurfsformen und Konstruktionsarten führten, welche auch heute noch gut nutzbar und damit gewissermaßen „zukunftsfähig“ sind. Denn bereits bei Struktur, Kubatur

Regionale Krisenfestigkeit. Eine indikatorengestützte Bestandsaufnahme auf der Ebene der Kreise und kreisfreien Städte, Hannover 2010, S. 6. Leider lassen sich aufgrund der gewählten Parameter keine konkreten Aussagen zu historischen Stadtteilen oder Zentren ableiten. Es lässt sich allenfalls der Schluss ziehen, dass einige Indikatoren in der positiv interpretierten Ausprägung in historischen Stadtteilen oder Zentren häufiger vorhanden sind. Hier ist z.B. der Indikator „Anteil der Verkehrsfläche je Einwohner“ zu nennen. Im Endergebnis kommen die Autoren der Studie allerdings zu dem Resümee, dass – vor allem aufgrund der ausgewählten Indikatoren – „gerade in der öffentlichen Diskussion eher vernachlässigte Bereiche Schutz vor den Auswirkungen von Krisen bieten. Dezentrale Energieversorgung, soziale Stabilität, Verfügbarkeit von land- und forstwirtschaftlichen Flächen und Arbeitsplätze vor Ort helfen bei der regionalen Abfederung weit mehr“; vgl. ebda., S. 13.

<sup>17</sup> Vgl. M. Seligman (s. A 3).

<sup>18</sup> Hier zu insb. T. Sieverts (s. A15), S. 85 ff. sowie G. Christmann/O. Ibert (s. A 8), S. 25 ff. Grundsätzlich unterscheiden sich die hier verwendeten Ansätze von Christmann u.a. und Tom Sieverts. Während sich Sieverts mit der Hardware befasst, aber auch das damit verbundene soziale Handeln betrachtet, legen Christmann u.a. noch deutlicher den Schwerpunkt auf die Kombination einzelner Veränderungskategorien und Governance.

und Ausgestaltung der einzelnen Gebäude werden entscheidende Weichen gestellt, die über den Grad der vorhandenen Resilienz entscheiden: Energieeffizienz durch günstige Raumkonstellationen und Baukonstruktionen zeichnen viele historische Bauten aus. So erfolgte die Anordnung der beheizbaren Räume, der Feuerstätten etc. in der Regel strikt danach, möglichst wenig Energie aufwenden zu müssen, um eine dauerhafte Nutzbarkeit zu sichern. Resilienz durch robuste technische Konstruktion wurde durch massive Bauweise in Holz oder Stein und Dacheindeckungen aus Ziegel bei Wohn- und Repräsentationsgebäuden erreicht. Lediglich Nebengebäude wurden teilweise in weniger langlebiger, einfacher Bauweise ausgeführt. Straßenbeläge in Stein, steinerne Brücken etc. tragen bei den Infrastrukturbauten dazu bei, dass wir sie teilweise nach hunderten von Jahren noch benutzen können. Im Rahmen etwa von Renovationen oder Stadtsanierungsprozessen werden Einheiten aus dem relationalen Gefüge verändert oder – z.B. bei Einzelsanierungsvorhaben oder bei quartiersbezogenen Planungsprozessen – entfernt, etwa indem vorbeugend von Brandgefahren besonders feuergefährdete Bauteile beseitigt werden. Auch das Hinzufügen von Elementen ist eine häufig angewandte Strategie, um etwa zeitgemäße Nutzungsanforderungen mit Hilfe von Gebäudeadditionen zu ermöglichen. Auf der stadtfunktionalen Ebene werden neue urbane Nutzungen durch Neubauten – seien es Hoch-, Tiefbau- oder Infrastrukturelemente – implementiert. Konkrete Schutzelemente z.B. vor Hochwasser, Feuer etc. sind gleichfalls häufig additive Elemente. Beides – das Ersetzen wie das Hinzufügen – stört indes nicht den Gesamtzusammenhang; im Gegenteil: Sie sind immanente Aspekte des seinerzeitigen Städtebaus. Mit anderen Worten: In historischen Quartieren sind viele Resilienzmerkmale bedingt durch die Entwurfs- und Konstruktionsart vorhanden, welche andere Stadtviertel, etwa Großwohnsiedlungen oder monofunktionale Quartiere – wie zum Beispiel Gewerbegebiete oder auch suburbane Wohnsiedlungen – nicht aufweisen.<sup>19</sup>

#### 4.2. Resilienz durch geeignete Materialität

Die verwendeten Materialien spielen besonders im Hinblick auf zu erwartende Nutzungszyklen eine zentrale Rolle: Bei historischen Baudenkmalern ist Langlebigkeit häufig durch die verwendeten Materialien gegeben, wenngleich die Erneuerung einzelner Bauelemente, wie z.B. Ziegel, Fenster etc. zur Aufrechterhaltung der Funktion stets notwendig war; an historischen Bauten steht sie regelmäßig auf der Tagesordnung. Ziegel- oder Steindächer können relativ leicht repariert werden, wohingegen Blechdächer oder Flachdächer aus Beton nur mit wesentlich größerem Aufwand instandgesetzt werden können (vgl. Abb. 2). Die Verwendung traditioneller, handwerklich hergestellter Materialien, wie z.B. Holzfenster, Holzböden, Tonziegel, Kalk- oder Lehmputze, trägt dabei zu einer einfa-

19 Ein eindrückliches Beispiel ist die in den 1970er Jahren realisierte Metastadt Wulfen, die auf einen systematischen Ansatz des Architekten Richard J. Dietrich zurückgeht, als holistisches städtebauliches Konzept scheiterte und schließlich 1987 wieder abgerissen werden musste.



Abb. 2: Dachlandschaft mit traditioneller Steindeckung in Gjirokastra, Albanien; Quelle: M. Ripp.

chen Reparierbarkeit bei. So kann ein historisches Kastenfenster in Holzbauweise immer wieder durch Austausch seiner einzelnen Elemente, wie Glasscheiben, Dichtungen, Rahmen, Beschläge etc., erneuert werden, wodurch auch seine energetischen Eigenschaften in einem gewissen Rahmen optimiert werden können. Ein Kunststofffenster bietet hingegen nur in einem sehr eingeschränkten Rahmen Anpassungsmöglichkeiten. Um diesen Resilienzfaktor zu stärken, braucht es allerdings neben einer ausreichenden lokalen Verfügbarkeit von entsprechenden Bauelementen und Materialien ein funktionierendes System an spezialisierten Handwerksbetrieben, welche die Reparaturarbeiten fachgerecht auszuführen vermögen. Da in der Bauindustrie der Trend zu massiver Vorfertigung und in großen Stückzahlen arbeitsteilig produzierten Bauteilen besteht, stellt der Erhalt dieser Handwerkstechniken eine gesamtgesellschaftliche Aufgabe dar.

#### 4.3. Resilienz durch angepasste Nutzung

Die wohl wichtigsten Resilienzfaktoren hängen mit der Nutzung der Gebäude und Stadtteile zusammen: Bei historischen Gebäude- oder Raumtypen sind nicht selten Redundanzen vorhanden. Nutzungsvarianten können so leicht übertragen werden, und es besteht der Spielraum, um haus- oder raumtypbezogene Nutzungen zu variieren. So ist in Bamberg in einem prägenden historischen Stadtviertel der Haustyp Gärtnerhaus weit verbreitet, der u.a. durch eine große Tordurchfahrt, die früher zur Erschließung der rückwärtigen Grundstücke diente, gekennzeichnet ist. Ein weiteres Beispiel sind redundante Bauformen in Telc (vgl. Abb. 3). Bei vielen historischen Haustypen finden sich auch Mehr-



Abb. 3: Häuserzeile in Telc, Tschechien; Quelle: M. Ripp.

fach-Codierungen, d.h. bestimmte Raumtypen dienen mehreren Zwecken gleichzeitig. Dies ist bei Eingangshallen, Wirtschaftsräumen oder bestimmten überdachten Balkonformen der Fall, die gleichzeitig der Lagerung von landwirtschaftlichen Produkten, dem Aufenthalt, aber auch dem Trocknen von Wäsche etc. dienen. Viele Stadterneuerungsprojekte zeigen, dass gerade Baudenkmäler häufig mit neuen Funktionen genutzt werden können und die Umnutzung einzelner Räume oder Gebäudeteile für andere Zwecke im Rahmen von Sanierungsmaßnahmen an der Tagesordnung sind.

Auch durch dauerhafte Nutzbarkeit bei geringen Folgekosten kann Resilienz erreicht werden. Dieser Punkt muss freilich differenziert betrachtet werden. Verschiedene historische Haustypen, etwa Wohngebäude aus der Gründerzeit, werden heute noch gerne genutzt, wobei – abgesehen von der Implementation einiger technischer Innovationen, wie Zentralheizung, Telefonanschluss etc. – die Folgekosten zur Anpassung an neue Nutzungen überschaubar waren. Es gibt indes andere Haustypen, beispielsweise den der Villa, die gerade darunter leiden, dass aufgrund der oft sehr großzügigen Raumdimensionen und Grundrisse erhebliche Folgekosten und neue Investitionen notwendig sind, um sie – wenn auch nicht immer in der ursprünglichen Funktion – nutzbar zu erhalten. Allerdings sind es häufig gerade die üppigen Raumzuschnitte, welche heutige (Wohn-)Nutzer anziehen. So stellt die gerade in gründerzeitlichen Vierteln vorhandene große Raumhöhe ein wesentliches Attraktivitätsmerkmal dar, für das auch ein entsprechend höherer Energieaufwand in Kauf genommen wird. Im komplexen Zusammenspiel zwischen (möglicher) Nutzung und vorhandener Bausubstanz liegen in einer subjektiven Bewertung

einzelner Eigenschaften durchaus auch Widersprüche, und nicht alle Entscheidungen verlaufen stringent und logisch.

Viele historische Viertel haben in der Vergangenheit Umdeutungen und Nutzungsänderungen erfahren. Aus Hofsituationen, die früher dem Kleinhandwerk dienen, sind attraktive Wohnhöfe geworden oder werden z.B. durch Künstler, oder als zusätzliche Verkaufs- oder Lagerfläche für Einzelhändler, womöglich auch als bloßer Parkraum genutzt. Diese robusten Stadtgefüge leisten so ihren Beitrag zur Resilienz. Die Art oder Intensität von Nutzungen kann sowohl bei einzelnen Gebäudeelementen, bei kompletten Gebäuden, aber auch bei größeren Einheiten wie Grundstücksarealen, Sanierungsgebieten etc. modifiziert werden. Aber auch Veränderungen in benachbarten Stadtquartieren, in der Infrastrukturversorgung und Wegeführung können zu einer Modifikation der Stadtstruktur durch Rekombination ihrer Elemente führen. So können historische Viertel aufgrund ihrer funktionalen Einbettung in gesamtstädtische Zusammenhänge auch durch Veränderungen der Verkehrsbeziehungen „umgedeutet“ werden und Veränderungen erfahren, dabei in ihrer Grundstruktur erhalten bleiben und zugleich das ‚Neue‘ aufnehmen. Auch und gerade diese Veränderungsfähigkeit im passiven Sinne stellt einen Resilienzfaktor dar.

Zudem hat es den Anschein, als finde eine regionalisierte Lebensweise, welche durch den überwiegenden Konsum lokaler Güter und die verstärkte Nutzung lokaler Ressourcen geprägt ist, paradoxerweise immer häufiger in den Städten statt, und zwar auf der Basis der Identifizierung mit dem eigenen Viertel oder Kiez. Vielleicht zeigt uns die Popularität lokaler (im Idealfall: Bauern-)Märkte, oder die Beliebtheit einer Gastronomie, die regionale Produkte anbietet und noch dazu in einem historischen Gebäude mit einer damit verbundenen Geschichte im Viertel angesiedelt ist, einen neuen Zusammenhang auf? So schwärmen die Altstadtbewohner von Regensburg von ihrem Donaumarkt, den sie fußläufig jeden Samstag erreichen können und genießen gerne regionale Küche in einem der traditionellen Brauereigasthöfe. Diese sich einer lokalen Verankerung bewusste Lebensweise trägt durch eine Stärkung der funktionalen Wechselbeziehung mit dem Umland und die Unterstützung lokaler Wirtschaftskreisläufe gleichfalls zur Resilienz bei.

Auf der Ebene der stadtfunktionalen Zusammenhänge weisen historische Stadtteile oder -zentren häufig eine hohe Funktionsdichte auf, welche im Sinne der robusten Bau- und Stadtgefüge gute Voraussetzungen für Umdeutungen und Nutzungsänderungen bieten. Das Schlagwort „Stadt der kurzen Wege“, welches besonders in historischen Stadtzentren relevant ist, schafft Flexibilität im Hinblick auf neue, alternative oder traditionelle Mobilitätsformen. Bezüglich der Energieversorgung zeigt sich eine gewisse Flexibilität – wenn auch in begrenztem Maße, wie sich z.B. an Restriktionen für den Einsatz von Solarstromanlagen oder Erdwärmenutzung zeigt. Die Flexibilität des Bestandes gerät aber auch dann an seine Grenzen, wenn es darum geht, in historischen Quartieren jene großflächigen Gebiete bereitzustellen, welche der Einzelhandel unter Verweis auf die prospektiven Kaufgewohnheiten der Kundschaft allzu oft nachfragt.



Abb. 4: Zentrum von Český Krumlov, Tschechien; Quelle: M. Ripp.

Ein Blick gerade in die jüngere Vergangenheit der Entwicklungen in europäischen Städten zeigt, dass historische Stadtteile oder Zentren in den vergangenen hundert Jahren mit Veränderungen erstaunlich gut zurechtgekommen sind. Historische Viertel und Zentren stellen heute vielerorts einen beliebten Wohnstandort dar oder dienen als Arbeits-, Dienstleistungs- oder Erholungsort (vgl. Abb. 4).

Auf der Ebene des Stadtgrundrisses zeichnen sich altstädtische Gebiete oder gar komplette historische Stadtteile durch eine hohe Dichte an städtischen Nutzungen aus. Funktionaler Wandel war hier häufig schon früher gegeben und zeigt zumindest eine (begrenzte) Anpassungsfähigkeit an neue Nutzungen. In der Regel sind historische Stadtteile oder Stadtzentren auch eine Quelle städtischer Identität. Das gerade nicht Perfekte – krumme Straßen und Gassen, uneinheitliche Bauformen und Kubaturen – wird von der Bevölkerung nicht nur als besonderes Flair für die einmalige Wahrnehmung, sondern auch als Wohnstandort für den Alltag geschätzt. In Altstädten, in welchen das entsprechende Klientel vorhanden ist, ist diese Umgebung sehr beliebt. Diese Viertel zeichnen sich dabei durch ihre Einzigartigkeit und Unverwechselbarkeit aufgrund ihrer hohen baukulturellen Qualität und einer hohen Ästhetik aus und stärken somit die Resilienz.

#### 4.4. Resilienzfaktoren der Planung

Neben dem bewährten lokalen Planungs Handeln, etwa der Aufstellung von Bebauungsplänen, gibt es heute einen Veränderungsdruck, der sich auf verschiedenen Metaebenen auswirkt. Sektorale Planungsansätze und Top-down Planungen führen häufig zu einer

nicht umfassenden, sondern selektiven Berücksichtigung aller relevanter Belange. Die Überwindung und der Ausgleich unterschiedlicher Interessen und Anforderungen sind deshalb nur durch integrierte Planungsverfahren unter Einbeziehung einer Vielzahl an Interessensgruppen möglich. Wichtige Determinanten sind in diesem Zusammenhang Planungshorizont und Planungszeitraum. So ist einerseits eine gewisse Flexibilität bezüglich kurzfristiger Anforderungen, aber andererseits auch ein zumindest mittel-, wenn nicht langfristiger roter Faden notwendig, um das Bau- und Stadtgefüge in seiner Grundstruktur robust zu halten.

In historischen Quartieren ist diese längerfristige Perspektive aufgrund der historischen Gebäude- und Stadtstrukturen offensichtlich. Aber für Veränderungen bestehen gleichfalls brauchbare Voraussetzungen: Sie können durch angepasste Nutzungen, das Hinzufügen oder Wegnehmen einzelner Elemente (in den Grenzen des denkmalpflegerisch Möglichen) und andere Planungsinterventionen stattfinden. Auch die Einschätzungen von Risiken und damit Analyse- und Aktionsinhalten müssen laufend variiert und neu analysiert werden. So werden Risikofaktoren und Gefahren neu bewertet und lokale Adaptionstrategien angepasst. (Planungs-)Prozesse, Beteiligungsmodelle und Kommunikationsstrukturen unterliegen einem steten Wandel und können in ihrer Komplexität nur mit Hilfe systemischer Modelle erfasst werden. Mit sektoralen Planungsansätzen den umgreifenden und vielschichtigen Herausforderungen begegnen zu wollen, wäre etwa so, als würde man vom bloßen Austausch der alten Fenster eine komplette energetische Verbesserung des Gesamtgebäudes erwarten.

## 5. AUSBLICK

Eine alleinige Betrachtung der gebauten Umgebung reicht freilich nicht aus, um das komplexe System, welches sich um den theoretisch konstruierten Begriff „Resilienz“ aufspannt, zu verstehen. Die Resilienz der historischen Teile der Städte kann jedoch gezielt gefördert werden. Dabei sind auf den unterschiedlichen Aktionsebenen verschiedene Strategien und Maßnahmen möglich:

### *Resilienz von Entwurf und Konstruktion*

Auf der Ebene der einzelnen Gebäude sollte im Rahmen von Bau- und Sanierungsmaßnahmen auf Rückbaubarkeit geachtet werden und bei Planungen Offenheit für verschiedene Nutzungsmöglichkeiten geschaffen werden. Dies beginnt bei der Infrastruktur zur Daseinsvorsorge, berührt aber zum Beispiel gleichwohl grundsätzliche Fragen bezüglich der gebauten Grundrisse. Robuste Konstruktionsausführungen können, ebenso wie frühzeitig angelegte Möglichkeiten zu baulichen Additionen, die Zukunftsfähigkeit stärken, indem Sie eine größere Bandbreite an Nutzungen ermöglichen und so den städtebaulichen Handlungsrahmen erweitern. In der Realität stehen dem leider nicht selten Einzelinteressen entgegen, etwa die monothematische Durchsetzungskraft potenter Investoren.

*Resilienz durch geeignete Materialität*

Die Auswahl langlebiger Baumaterialien und deren Verarbeitung unter Berücksichtigung einfacher Reparierbarkeit führt dazu, dass nicht komplette Bauteile nach einem bestimmten Lebenszyklus ersetzt werden müssen, sondern vielmehr durch Austausch und Pflege kleiner Einzelteile das große Ganze erhalten werden kann. Die Schatzkiste an Know-How und Fertigkeiten, die dazu notwendig ist, muss als gesamtgesellschaftliche Aufgabe erhalten und gepflegt werden, auch wenn dadurch im Einzelfall kurzfristige ökonomische Nachteile entstehen.

*Resilienz durch angepasste Nutzung*

Um den komplexen städtebaulichen und gesellschaftlichen Anforderungen gerecht zu werden, kann durch geeignete integrierte Nutzungskonzepte die Grundlage für eine Stärkung der Resilienz gelegt werden. Durch die Einbeziehung einer großen Auswahl an Beteiligten kann eine größere Bandbreite an Nutzungen in Erwägung gezogen und die Diversität gestärkt werden. Dazu gehört auch die Ermöglichung temporärer Nutzungen, die in vielen historischen Vierteln bereits früher eine wichtige Rolle gespielt haben. Robuste Bau- und Stadtgefüge können allerdings langfristig nur durch eine gewisse persistente Grundstruktur erhalten werden. Daher sollten nicht für jeden kurzfristigen Trend traditionelle Strukturen leichtfertig geopfert werden. Die Lektionen aus den Planungen zur autogerechten Stadt der 1960er Jahre sollte man sich hier immer wieder ins Bewusstsein rufen.

*Resilienzfaktoren der Planung*

Da Resilienz auf einem systemischen Ansatz beruht, können nur durch die Überwindung sektoraler Politikgrenzen ganzheitliche Schutz- und Entwicklungskonzepte entwickelt werden. Gefahren und Herausforderungen für Städte sind selten eindimensional ausgeprägt, daher können nur so die bestmöglichen Reaktions- und Stabilitätsstrategien ausgearbeitet werden. Die Förderung von Good-Governance-Ansätzen ist dabei ebenso wichtig wie die Implementation ganzheitlicher integrierter Planungsansätze.

Historische Stadtzentren und Stadtteile erfreuen sich vielerorts großer Beliebtheit. Ihre Rolle für die Zukunftsfähigkeit unserer Städte wurde bisher noch wenig wahrgenommen. Es gilt auf politischer, planerischer und bürgerschaftlicher Ebene diese Rolle noch stärker ins Bewusstsein zu rücken, um dadurch die Voraussetzungen für deren Stärkung zu verbessern.

Historische Städte finden sich nicht nur zwischen den Polen Konservierung, Inszenierung und Verwertung wieder; sie stellen vielmehr mit ihren historischen Stadtquartieren und -zentren einen wichtigen Resilienzfaktor dar und können die Verwundbarkeit im Hinblick auf künftige Bedrohungen und Risiken verringern. Der Widerspruch zwischen der Bewahrung historischer Strukturen und der Entwicklung von Veränderungs- und Anpassungsstrategien ist nur ein scheinbarer.

## DER ZUKUNFT MÜDE?

### ERHALT, TRANSFORMATION UND INWERTSETZUNG DES STÄDTISCHEN KULTURERBES

Der Dichter Joseph Brodsky beginnt seine „Erinnerungen an Petersburg“ mit den Sätzen: „Wie bei Fehlschlägen üblich, gleicht das Unternehmen, sich die Vergangenheit ins Gedächtnis zu rufen, dem Versuch, den Sinn des Daseins zu erfassen. Beides macht, dass man sich vorkommt wie ein Baby, das nach einem Basketball greift: immer wieder rutschen die Hände ab.“ Nicht zuletzt um diesem Abgleiten des Begreifens und Vergewärtigens an den Dingen des Lebens Einhalt zu gebieten, gibt es den Denkmalschutz – gleichsam als praktizierte Erinnerungsarbeit. In den Worten des Schriftstellers: „Ich muss sagen, dass ich von diesen Fassaden und Portikus – klassisch, modern, eklektizistisch –, von ihren Ornamenten und balkontragenden Karyatiden, von den Torsos in den Eingangsnischen mehr über die Geschichte unserer Welt gelernt habe als später aus irgendeinem Buch.“

An den gesellschaftlichen Wert des Erinnerns muss hier nicht eigens erinnert werden. Doch was eine Stadtsilhouette bedeutet, merken die meisten Menschen erst, wenn sie verloren ist: Warschau 1944, Dresden 1945 oder auch Downtown Manhattan 2001 mögen besonders eindrückliche Beispiele abgeben, einzigartig aber sind sie nicht. Kein Wunder, wenn Bewahren und Revitalisieren heute groß geschrieben werden. Und dass es ein weithin akzeptiertes Ideal zu sein scheint, in den Strukturen der überlieferten Stadt neu heimisch zu werden.

Allerdings – und andererseits – gehört der Gegensatz von Kontinuität und Wandel zu den Grundmotiven jedweder urbanen Entwicklung. Bis Mitte der 1970er Jahre etwa war in den meisten deutschen Städten eine überaus modernisierungsfreudige Haltung dominant: Das Alte muss zerstört werden, damit Platz für Neues geschaffen wird. Bereits in den 1950er Jahren hatte man damit begonnen, die Stadtkerne für den aufkommenden Autoverkehr umzubauen. Sollten zunächst die Zufahrtsstraßen unmittelbar in die Zentren hineingeführt werden, wurde dies sehr schnell zugunsten einer Lösung mit Tangenten und Ringen aufgegeben. Der Umfang der baulichen und infrastrukturellen Modernisierung überstieg vielerorts den der Kriegszerstörungen. Beim Umbau ging indes nicht nur intakte Bausubstanz verloren; vielmehr vergrößerte man bei dieser Gelegenheit auch Parzellen (bzw. nahm keine besondere Rücksicht auf diese), veränderte Baulinien, löste gar den überlieferten baulichen Zusammenhang zugunsten freiplastisch angeordneter Bau-



**Abb. 1:** Potjemkin lässt grüßen: Ein Innenstadtviertel im Umbruch; Foto: *J. Hohmuth*.

körper völlig auf. Die Maßstäblichkeit der inneren Stadt wurde gebrochen, ihr empfindliches Nutzungsgefüge erheblich gestört.

Doch die seinerzeitigen Interventionen waren irgendwann zu viel des Guten. Mehr und mehr lösten (und lösen) sie heftige Gegenreaktionen aus, weswegen – wie der ehemalige Baseler Kantonsbaumeister Carl Fingerhuth es einmal süffisant formulierte – alsbald jeder Stein und jeder Balken der Altstadt heiliggesprochen wurde. Vielerorts scheint nun also das Pendel ins andere Extrem zu schwingen: Zur heilen Welt eines historischen (Ideal)Bildes, oder auch zu einer exakten oder ungefähren Rekonstruktion überlieferter Stadträume und Bauten.<sup>1</sup> Zumindest drängt eine beachtliche Zahl an Bewohnern in Frankfurt, Dresden oder Nürnberg bei der Neugestaltung von Altstadtarealen vehement auf die Wiederherstellung des Alten. Wiederum mit fragwürdigen Konsequenzen: „Möglicherweise wird auch der heute produzierte Altstadtersatz künftigen Generationen einmal denkmalwert erscheinen, als Zeugnis dafür zum Beispiel, wie gründlich sich

1 Der Umbau der modernen Gesellschaft hat seit den 1970er Jahren, wie mit einem vergleichenden Blick auf die USA angemerkt wurde, „eine neue Mittelschicht entstehen lassen, deren Lebensstil die Rückversicherung in einer nostalgisch zu rekonstruierenden Vergangenheit mit der Fortschrittsvision eines Bill Gates und der ökologischen Sensibilität eines Al Gore zu harmonisieren sucht. Nostalgie verliert das Stigma sentimentaler Weltflucht und wird zu einer Sinnressource für die Stabilisierung von Lebenswelten“; vgl. *W. Sewing*, Bildregie. Architektur zwischen Retrodesign und Eventkultur, Basel 2003 (Bauwelt Fundamente 126), S. 33.



**Abb. 2:** Im Zwischenreich von Alt und Neu: Stadtzentrum von Cres / Kroatien;  
Foto: R. Kaltenbrunner.

die Väter mit den Praktiken der Eroberer Trojas und des Fürsten Potjemkin vertraut gemacht hatten.“<sup>2</sup>

Wagt man den Blick hinter die auffallenden Emotionen, so lässt sich ein implizites Bedürfnis nach geschlossenen Stadtbildern erahnen. „Räume können sich mit Zeit füllen, wenn sie zulassen, daß bestimmte Eigenschaften von Erzählungen im Alltag wirksam werden.“<sup>3</sup> Zugleich aber stellt sich die Frage nach dem „kulturellen Gedächtnis“ der Stadtgemeinschaft. Beides wendet sich gegen eine „generische, eigenschaftslose Stadt“ (Rem Koolhaas), gegen bloß utilitaristische Betrachtungsweisen im Sinne eines „Bauwirtschaftsfunktionalismus“ oder eines reinen Stadtmanagements. „Die geheimnisvolle Aura, die Dichter und Schriftsteller historischen Städten immer wieder zugeschrieben haben, zerfällt unter dem Zugriff von Ökonomie und Architektur, die anstelle gewachsener Symbole und Stadtlandschaften indifferente Marken sowie [angeblich] multifunktionale Erlebnisarchitekturen setzen.“<sup>4</sup> Historische Strukturen zu bewahren und mit (neuem) Leben zu füllen, den „verlorenen Ort“ wieder herzustellen: Das könnte demnach durchaus eine Politik kluger Ressourcennutzung darstellen – auch jenseits jenes relativ

2 N. Huse, Unbequeme Denkmale, in: G. Mörsch/R. Strobel (Hrsg.), Die Denkmalpflege als Plage und Frage, München 1989, S. 96 f.

3 R. Sennett, Civitas. Die Großstadt und die Kultur des Unterschieds, Frankfurt a.M. 1991, S. 242.

4 L. Musner, Der Geschmack von Wien. Kultur und Habitus einer Stadt, Frankfurt a.M. 2009, S. 27.

kleinen Bestandes von Gebäuden, die durch das besondere Prädikat der Denkmalwürdigkeit ausgezeichnet werden. Freilich, ganz so einfach ist die Sache nicht.

## ERINNERUNG GESTALTEN

Über lange Zeit zeigte die einschlägige Historiographie „Stadt“ in jener Perspektive, an die uns die Vergangenheit des Städtebaus gewöhnt hat: Als Produkt von Ideen und Initiativen, als Werk weitblickender Politiker, aktiver und manchmal philanthropischer Unternehmer, als Geniestreich begabter Planer. In dieser Geschichte kommen der klassizistischen Stadtbaukunst von Mailand bis Karlsruhe wie auch den imperialen Verwandlungen von Paris unter Napoleon III. und Wien unter Franz Joseph repräsentative Bedeutung zu. Doch was dann an metabolischen Vorgängen, bedingt durch industrielle Entwicklungsschübe, eine Vielzahl von Städten – etwa Manchester, Lyon oder Berlin – in einen Tiefpunkt formaler Destruktion, hygienischer Unzulänglichkeit und sozialer Disfunktionalität stürzte, hat auch dieses Verständnis von Urbanismus scheinbar außer Kraft gesetzt. Zugleich wurde eine an Geschichte – und an „Geschichtlichkeit“ – orientierte Stadtauffassung zum erklärten Feindbild der Moderne, welche glaubte, die Tradition überwunden zu haben.

Freilich gibt es eine merkwürdige Diskrepanz zwischen dem – weithin unbestrittenen – Erinnerungswert ausgewählter Gebäude und dem von großflächig(er)en baulichen Zusammenhängen. Diesen Umstand hatte schon Camilo Sitte bemängelt: „Selbst die Kunstgeschichte, die auch die unbedeutendsten Trümmer untersucht, hat sich nirgendwo mit dem Städtebau beschäftigt.“<sup>5</sup> Erst John Ruskin maß der autochthonen Architektur als konstitutivem Element des Stadtgefüges einen entscheidenden Wert bei. Es seien die bescheidenen Häuser, die neben- und hintereinander an Straßen und Kanälen stehen und aus Venedig, Florenz, Rouen und Oxford ganz eigentümliche städtebauliche Einheiten machen, die sich eben nicht auf Art und Zahl ihrer großen profanen und sakralen Bauten, ihrer Paläste und Kollegien reduzieren lassen.<sup>6</sup> „Warum mussten vierhundert Jahre zwischen der Erfindung des Baudenkmals und der der Historischen Stadt liegen? Warum musste so viel Zeit vergehen, bis letztere überhaupt erst als vollgültiger Gegenstand des Denkmalschutzes akzeptiert und nicht auf die Summe seiner Einzelteile reduziert wurde?“

Zahlreiche Faktoren haben dazu beigetragen, dass man den städtischen Raum erst mit Verzögerung als etwas Objektivierbares und als etwas geschichtlich Gewachsenes betrachtet hat: Auf der einen Seite war dies sein Ausmaß, seine Komplexität und die lange Zeit, in der sich eine Mentalität entwickelte, die die Stadt mit einem Namen, einer Ge-

5 C. Sitte, *Der Städtebau nach seinen künstlerischen Grundsätzen*, Wien 1889, S. 90.

6 S.J. Ruskin, *The Stones of Venice* (1859), New York 1960, S. 35 ff.; vgl. S.T. Madsen, *Restoration and Antirestoration*, Oslo 1976, darin Ruskins Pamphlet „On the opening of the Crystal Palace“.



**Abb. 3, 4:**  
Anmutungsqualitäten des  
historischen Straßenraums:  
zwei Beispiele aus Lublijana /  
Slowenien; Foto: R. Kaltenbrunner.



meinschaft, einer Genealogie und mit einer wie auch immer gearteten persönlichen Geschichte identifizierte, wobei man sich aber nicht für seine räumliche Dimension interessiert hat. Auf der anderen Seite hat es vor dem Beginn des 19. Jahrhunderts an verlässlichen Katastern und Karten gefehlt.<sup>7</sup> Dass größere städtebauliche Kontexte, Ensembles, Quartiere, ja ganze Altstädte in den Fokus der Erinnerungskultur rücken, ist eine jüngere Entwicklung, die allerdings nach dem Zweiten Weltkrieg mitnichten derart konsolidiert war, um handlungsleitend den Wiederaufbau zu prägen.

7 F. Choay, Das architektonische Erbe, eine Allegorie. Geschichte und Theorie der Baudenkmale, Wiesbaden 1997 (Bauwelt Fundamente 109), S. 133.

Stattdessen oszillierte der Städtebau zwischen den Polen von planerischer Utopie und technischem Pragmatismus. Die Stadtplanung strebte danach, prognostizierten Entwicklungen mit neuen, möglichst weitsichtig angelegten Mauern gleichsam „vorzubauen“. Und die Stadtgestaltung scheint in einem unentschiedenen Zwischenbereich stecken geblieben. Selbst wenn sich heute der Erhalt von Bau- und Sozialstruktur – zumindest als Postulat – weithin großer Popularität erfreuen mag, so ist doch das Bewahrte kaum je das Alte: Selbst wenn die Fassaden der oftmals unter Denkmalschutz stehenden Altstadt- und Gründerzeithäuser noch erhalten werden konnten, so wurden die früheren Nutzungen zumeist längst von expansiven großen Dienstleistungsbetrieben – wie Geldinstituten, Büros und Verwaltungsstellen –, von Kauf- und Warenhäusern sowie gehobenen Wohnansprüchen verdrängt.

Wenngleich es an gegenläufigen Initiativen beileibe nicht fehlt, muss man wohl doch konzedieren, dass Denkmalpflege und nachhaltige Entwicklung nach wie vor als zwei Positionen interpretiert werden, die einander widersprechen.<sup>8</sup> Hier ist eine neue Wertung vonnöten: Historische Bausubstanz gehört, wie der Boden, zu den nicht mehr vermehrbaren und vor allem zu den nicht mehr wiederholbaren Ressourcen unserer Umwelt. Was bedeutet der behutsame und schonende Umgang mit dem (baulichen) Erbe anderes als eine nachhaltige Strategie, die grundsätzlich mit Substanzerhaltung in zeitlicher Hinsicht zu tun hat? Just das deckt sich mit der Vorstellung von Denkmalpflege, deren Ziel es ist, historisch, künstlerisch oder wissenschaftlich bedeutende bauliche Zeugnisse der Vergangenheit in ihrer Substanz zu bewahren und zu tradieren.

Ein gesellschaftlich begründeter Paradigmenwechsel – weg von der marktwirtschaftlich orientierten Schnelleblichkeit im Lebenszyklus von Architektur hin zu einer neuen Wertschätzung der Dauerhaftigkeit – wäre notwendig, um die Nachhaltigkeit in Denkmalpflege und Baukultur allgemein zu fördern. Um dies zu erreichen, wird indes die Denkmalpflege ihren Zielkatalog erweitern müssen; insbesondere, weil sie eine Mehrfachrolle und Wirkung besitzt: als kulturelles Signal und Katalysator, als Ort für sozialen Austausch, für die Erhöhung der Attraktivität von Regionen und Orten sowie als ökologisches Vorbild.<sup>9</sup>

Diese gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Potenziale der Denkmalpflege wurden bisher kaum abgerufen oder entwickelt, und wenn, dann wurden sie nur lokal umgesetzt – wie etwa zur Tourismusförderung an Stätten des Weltkulturerbes. Aber auch die Denkmalpfleger sind aufgefordert, verstärkt im Sinne der Nachhaltigkeit zu argumentieren und Allianzen zu schmieden. Schließlich ist Denkmalpflege keineswegs allein eine orga-

8 Nicht von Ungefähr lebt der von Norbert Huse geprägte Begriff vom „unbequemen Erbe“ in den Köpfen vieler für die Stadtentwicklung Verantwortlichen fort.

9 Andererseits kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, dass die Denkmalpflege in den letzten zwei Jahrzehnten in ihrer praktischen Relevanz erheblich degradiert und ihrer faktischen Macht beraubt worden ist – was möglicherweise ihre Bereitschaft, zum „stadtentwicklungspolitischen Mitspieler“ zu werden, nicht besonders befördert.

nisierter Methode im Umgang mit Zeugnissen der Vergangenheit, sondern zugleich eine tragfähige Zukunftsstrategie. Denn die Denkmalpflege kann in dem – vor allem in den letzten Jahren gewandelten – größeren Arbeitsfeld historisch-städtebaulicher Zusammenhänge<sup>10</sup> nur dann effektiv werden, wenn sie gleichrangig neben Wirtschafts-, Sozial- und Verkehrsplanung als wesentlicher Bestandteil einer interdisziplinären Aufgabe verstanden wird – aber sich auch selbst so versteht.<sup>11</sup>

„Jede Zeit verändert oder verwirft Teile des Ererbten, jede Zeit fügt ihr Neues hinzu, das heißt, kulturelle Identität bilden wir ebenso aus dem, was wir bewusst oder unbewusst erben und verarbeiten, wie aus dem, was wir selbst zu solcher geformter Umwelt dazutun.“<sup>12</sup> Aus dieser Warte wäre die Denkmalpflege entschieden falsch beraten, wenn sie sich allein auf die Vergangenheit ausrichtet. Denn das Bild der historischen Stadt „lässt sich nicht als direktes Planungsinstrument für die Stadt der Zukunft verwenden, gleichsam auf die Nebelwand der Zukunft als Diapositiv projiziert, das man nachzeichnen könnte“.<sup>13</sup> Georg Mörsch jedenfalls sieht ihre Aufgabe darin, als strategisches Element im künftigen Baugeschehen zu fungieren. Sei sie doch für eine behutsame Entwicklung der europäischen Stadt letztlich ebenso unverzichtbar wie für einen nachhaltigen Umgang mit den begrenzten Ressourcen.<sup>14</sup>

## WECHSELSPIEL VON WEITERENTWICKELN UND BEWAHREN

Permanenz ist die Anwesenheit der Vergangenheit in der Gegenwart, so der Philosoph Maurice Halbwachs. Eine konkrete Stadt sei eine Ansammlung von Räumen, in denen Geschichte und Geschichten gelagert sind. Offensichtliche und verborgene, vertraute und mit Aufregung zu entdeckende. Je mehr dieser Geschichte(n) ich kenne, desto mehr sprechen die Räume einer Stadt mit mir. Sie sind Teil meiner Biographie und werden bei jedem Gang aus dem Haus wieder erfahren. „Untrennbar von unserem Ich sind die ge-

10 Dafür sind aber kunsthistorische Ausbildungsinhalte alleine nicht mehr ausreichend; vielmehr müssen z.B. auch raumwissenschaftliche Methoden Eingang finden.

11 Dass es daran lange Zeit mangelte, war ja vielfach Gegenstand heftiger Kritik. Hier sei lediglich ein Beispiel angeführt: „Die Denkmalpflege hatte ihren Bereich, zu dem alles zählte, was einerseits Kunst war, andererseits keinem Großstadtverkehr im Wege stand. Ihr Arbeitsbereich setzte sich aus lauter Einzelobjekten zusammen, an deren Kunstwert niemand rüttelte, solange das Objekt nicht abgerissen wurde. Die Eigenart dieser Kunstwerke bestand darin, daß sie in kein Museum verbracht werden konnten, sondern daß man sie an Ort und Stelle, da wo sie nun einmal hingebaut worden waren, pflegen mußte. [...] Da es sich um vorkapitalistische Bauwerke mit oft verwickelter Geschichte handelte, hatte die Identität der einzelnen Gebäude natürlich ihre Grenzen. Diese Grenzen lagen gerade dort, wo auch die Stärke jenes Denkmalstandpunktes war: in der naiven Haltung nämlich, ein Gebäude einfach als Kunstwerk zu verstehen“; vgl. *D. Hoffmann-Axthelm*, Wie kommt die Geschichte ins Einwerfen? Aufsätze zu Architektur und Stadt, Braunschweig 1987, S.182 f.

12 *G. Mörsch*, Denkmalverständnis. Vorträge und Aufsätze 1990-2002, Zürich 2005, S. 13.

13 Ebda. S. 127.

14 Ebda. S. 134 f.

wohnten Bilder der äußeren Welt.“<sup>15</sup> Die Beständigkeit der gewohnten Räume um die Menschen herum versichert und ermöglicht das Aushalten von sozialen Veränderungen, die einen schnelleren Zeitrhythmus des Wandels haben.

An nachdrücklichen Plädoyers, um historische Stadträume, um die einprägsame Stadtgestalt wieder in ihr Recht zu setzen, hat es im vergangenen Jahrzehnt nicht gemangelt. Wie keine andere taugt die „Stadt der Gründerzeit“ – wahlweise auch mittelalterliche Stadtkerne, barocke Stadterweiterungen usw. – auch für heutige Ansprüche. Das „Planwerk“ in Berlin ist nur eine der augenfälligsten – doch auch umstrittensten – Manifestationen dieser Haltung. Einer seiner Vordenker, der Stadttheoretiker Dieter Hoffmann-Axthelm, hatte noch 1987 postuliert: „Der historische Aufbau der Stadt wird nur unter der Bedingung nicht zu jenem positivistischen Brei, den uns der Historismus ange richtet hat, daß man sich auf die Brüche einläßt, die die Stadtgeschichte skandieren. Wie die Archäologie ohne die Brandspuren, die ihm die Untergangszeiten der unter ihnen begrabenen Kulturen und den Beginn der jeweils darüber liegenden anzeigen, nur ein allgemeines Fließen der Zeiten und Kulturen zu berichten wüßte, so wird das Reden von der Stadtgeschichte als Gegenmacht gegen den Formalismus des Flächennutzungsplans (oder der Bereichsentwicklungspläne) hilflos, sobald es die Stadtgeschichte zu einem scheinbar einheitlichen Wertpaket gerinnen läßt, aus Angst, sich den Ansprüchen zu stellen, die jene historischen Brüche heute an das Planungshandeln stellen.“<sup>16</sup>

Gerade im Zuge tiefgreifender Veränderungen – wie etwa dem demographischen Wandel, vulgo: der „Schrumpfung“ – kann es naturgemäß ein Problem sein, auf strikte Bewahrung des Bestehenden abzustellen, weil sie einer faktisch erforderlichen Anpassungsleistung entgegenstehen mag. Und die Durchsetzung kommunalpolitischer Interessen der Gemeinden im Konkurrenzkampf mit Nachbargemeinden sowie den privatwirtschaftlichen Interessen (z.B. Aufwertung der Geschäftsbereiche durch traditionelle Elemente) führt in der Regel zu einer Erhaltung historischer Teile als Dekoration. Denkmalschutz muss insofern viel mehr beinhalten als die Sorge um die Rettung einzelner „Traditionsinseln“, die meistens in keiner Beziehung mehr zum sozialen Geflecht der übrigen Stadt stehen.<sup>17</sup>

Wann immer die Gesellschaft Modernisierungsschübe erfährt, geraten Denkmalschutz und Denkmalpflege unter Druck. Das war so in den 1970er Jahren, als das überschäumende Wachstum glaubte, die Fesseln der gewachsenen Stadt sprengen zu müssen. Und das ist heute nicht viel anders, wenn im Rahmen der Globalisierung internationale Investoren gut gelegene, restriktionsfreie Flächen von der öffentlichen Hand verlangen, um mit großen Einkaufszentren, Entertainment-Centern, Gated Communities

15 *M. Halbwachs*, *Das kollektive Gedächtnis*, Frankfurt a.M. 1985, S. 127.

16 *Ebda.*, S. 10.

17 Inwieweit dann – wie auch immer überlieferte – ‚Funktionen‘ als ‚schützenswertes Gut‘ zu behandeln wären, ist zwar noch nicht ausgemacht, kann aber alsbald zum Thema werden.

und Büroparks jene Nachfrage gleichsam aufzusaugen, die dann den Beständen der gewachsenen Stadt entzogen wird. Folgerichtig sieht Karl Ganser die Aufgabe des Denkmalschutzes darin, den baulichen Bestand „so lange gegen Wertverlust zu verteidigen, bis das ‚Neubauen‘ mit hinreichender Sicherheit eine neue Kulturschicht über die alte legt und auf diese Weise eine Bereicherung darstellt.“ Daraus leitet er für das ‚Bauen in historischer Umgebung‘ (gemeint sind dabei vorwiegend Stadtkerne aus vorindustrieller Zeit) folgende Regeln ab: Den „Grundriss und Aufriss bewahren durch Wahl der Maßstäbe und Bauvoluminas; Neues in zeitgemäßer Architektur selbstbewusst daneben setzen und nicht historisierend angleichen; die Unehrllichkeit der Fassadenkosmetik vermeiden; keine Kopien, wenn Originale endgültig verloren sind.“ Freilich bedürften diese Grundsätze „der ständigen Re-Formulierung und der offensiven Darstellung, und zwar gemeinsam von Planern, Städtebauern, Architekten und Denkmalpflegern. [...] Dann allerdings sollten populistische Rollenspiele verboten sein, in denen Architekten die Denkmalpflege süffisant als Verhinderer von Fortschritt in die ‚museale Ecke‘ stellen, Planer, die privates Renditenstreben mit öffentlichen Anliegen verwechseln und Baumassen ermöglichen, die maßstabssprengend sind. Denn die Angriffe auf dieses Verständnis von Baukultur verfügen über starke populistische, ökonomische und politische Antriebe.“<sup>18</sup>

Attraktiv ist eine Stadt – zumindest für die große Mehrheit – nur dann, wenn sie den in der Gesellschaft vorhandenen unterschiedlichen, ja divergenten Alltagsbedürfnissen zugleich gerecht werden kann. Dabei gilt: „Was systemfunktional ist für Wirtschaft und Verwaltung, beispielsweise eine Verdichtung der Innenstadt mit steigenden Grundstückspreisen und wachsenden Steuereinnahmen, muß sich im Horizont der Lebenswelt der Bewohner wie Anlieger keineswegs als ‚funktional‘ erweisen. Die Probleme der Stadtplanung sind nicht in erster Linie Probleme der Gestaltung, sondern der Eindämmung und Bewältigung von anonymen Systemimperativen, die in städtische Lebenswelten eingreifen und deren urbane Substanz aufzuzehren drohen.“<sup>19</sup>

## DENKMALPFLEGE IN DER STADTENTWICKLUNG

Revitalisierender Städtebau und protektive Erneuerung sind ganz zentrale Stichworte in der (nicht ganz so) aktuellen Kontroverse zwischen Stadtentwicklung und Denkmalschutz: Sie sind indes nur vermeintlich klare planerische oder bauliche Handlungsanweisungen, bieten – ja fordern – sie doch im Einzelfall vielerlei Optionen und Auslegungen. Gerade darin aber liegt ihr Wert begründet, da sich eine apodiktische Grundhaltung gleichsam verbietet. „Die Zeit fängt an, Orten und Räumen Charakter zu geben, sobald

18 K. Ganser, Eine Bundesstiftung Baukultur? Innovation, Integration und Kommunikation durch Baukultur zur Weiterentwicklung des Wohnungs- und Städtebaus. Expertise im Auftrag des Bundesministers für Verkehr, Bauwesen und Wohnungswesen, Berlin 2001, S. 26 f.

19 J. Habermas, Die neue Unübersichtlichkeit. Frankfurt a.M. 1985, S. 24.



**Abb. 5:**  
Zusammenspiel von Tradition und  
Moderne: Theater in Aveiro /  
Portugal; Foto: R. Kaltenbrunner.

diese in einer Weise genutzt werden, die für sie nicht vorgesehen waren.“<sup>20</sup> Die Tradition (welche auch immer) als historisch-kulturelle bedeutsame „Einheit“ (in) der Stadt fort-, und zugleich eine den aktuellen Lebensbedingungen angemessene Modernisierung durchzuführen: Dies stellt eine dialektische Einheit dar, deren Antipoden nicht einseitig betont bzw. vernachlässigt werden dürfen. Die modern verstandene Denkmalpflege im Sinne der Deklaration von Amsterdam (1975), nämlich die Erhaltung des baulichen Erbes als integraler Bestandteil des Städtebaus und der Regionalplanung, muss noch stärker Eingang in die Stadtentwicklungsplanung finden. Die Denkmalpflege ist daher gut beraten, den ihr immer noch eng gesteckten Rahmen des Objekt- und Bereichsschutzes zu verlassen – entsprechend den Erfordernissen einer Gesamtstadtplanung.

Im Folgenden soll anhand von sieben Thesen versucht werden, Standort und Perspektiven von Denkmalpflege in der Stadtentwicklungspolitik näher zu bestimmen:

20 R. Sennett (s. A 3), S. 250.

*(1) Wahrung geschichtlicher Eigenart*

Grundvoraussetzung einer auf Bewahrung historischer Kontinuität gerichteten Stadtentwicklungspolitik ist die Erfassung und Vergegenwärtigung derjenigen Elemente in der Stadt, die ihre historische Individualität prägen und die als Dokumente ihrer Entwicklung von Bedeutung sind. Dazu ist naturgemäß eine enge Zusammenarbeit mit der Denkmalpflege erforderlich; allerdings muss sich die Erfassung keineswegs auf Bauten beschränken, die in den Denkmalschutzlisten enthalten sind. Zumal sich Anhänglichkeit und Geschichtsbewusstsein der Bewohner auch an andere Objekte oder städtebauliche Zusammenhänge knüpfen, die es dann gleichfalls zu berücksichtigen gilt.<sup>21</sup>

Immer wieder neue Anforderungen – etwa an Haustechnik, Komfort, Energieeinsparung – haben seit jeher zu Eingriffen, Um- und Anbauten geführt; und diese werden zwangsläufig irgendwann auch zu Zeitzeugnissen. Damit wird eine Linie markiert, jenseits derer das „historische Original“ eher zu einer Interpretation wird als dass es – auch in denkmalpflegerischer Hinsicht – Gewissheit böte. Zudem hat „das in den letzten Jahren vielfältige Bemühen um verträgliche Neubaugestaltung im historischen Bauzusammenhang [...] auch dazu geführt, für ein vordergründig an Gestaltvielfalt und an gestalterischen Umweltqualitäten orientiertes Denkmalverständnis die Auffassung von der Ersetz- und Austauschbarkeit des historischen Baubestandes zu verstärken. Die Abbruch- und Neubaupraxis<sup>22</sup> der letzten Jahrzehnte, die in ihrer rücksichtslos technischen Sprache vielfach verheerende Ortsbildkonflikte produzierte, erscheint nunmehr mit historisierender, kleinmaßstäblich gefügiger Neuarchitektur auf den Weg des Machbaren gebracht. Dem Denkmalbestand hingegen erwächst damit auf neue Art eine weitere Verlustwelle.“<sup>23</sup> Es braucht ein dezidiertes Bewusstsein dafür, dass zwischen der (auch) atmosphärischen Anmutung von Ensemble und Ortsbild einerseits und dem Authentischen, dem historisch Überlieferten andererseits ein grundlegender Konflikt lauert.

Die in den letzten Jahren sehr emotional geführten Debatten über „Rekonstruktion“, die nicht nur die Denkmalpflege alarmiert hat, sollten diesbezüglich zu denken geben. Alternativen zur Rekonstruktion wie etwa die symbolische Markierung eines Denkmalortes, die Robert Venturi für das Franklin Memorial in Philadelphia gefunden hat, bleiben ohne Nachfolge, obwohl – oder weil – sie Möglichkeiten eines architektonischen Eingedenkens zeigen, die Verluste und unüberbrückbare Distanzen zur Vergangenheit nicht verwischen, sondern zum Bewusstsein bringen. Stattdessen wird Geschichte zum Projektionsfeld für die Obsessionen und Wünsche der Gegenwart und ihre Hinterlassenschaft zur Manipulationsmasse.

21 Weshalb es eigentlich naheliegen sollte, dass auch Stadtmorphologie, historische Nutzungszusammenhänge, Sichtachsen etc. erfasst werden.

22 Ob und inwieweit diese „Ersetz- und Austauschbarkeit“ auch einer einseitigen Fokussierung der Kunsthistoriker auf das Bauwerk bei gleichzeitiger Vernachlässigung der städtebaulichen und funktionalen Zusammenhänge geschuldet ist, sei dahingestellt.

23 A. Gebeßler, Zum Geleit, in: Denkmalpflege in Baden-Württemberg 12, 1983, S. 31 f.

### (2) Offenheit in Zielkonflikten und Entscheidungsfindung

Für protektive Erneuerung gibt es kein Rezept. Es wird immer Situationen geben, in denen ein Stadtbereich von Grund auf neu geplant und geordnet werden muss – und andere, in denen man vollständige oder weitgehende Erhaltung anstreben wird. In jedem Einzelfalle also müssen Prioritäten geklärt und Ziele formuliert werden: Beispielsweise können geschichtliche Substanz und Gestalt in einen gewissen Widerspruch zur wirtschaftlichen und funktionellen Lebensfähigkeit des Viertels geraten, was indes nicht kongruent sein muss mit einer Verbesserung von Lebens- und Umweltqualität für die Bewohner. Die Abwägung und Zielformulierung ist stets auch eine Wertentscheidung, und für die als nachrangig eingestuftene Werte müssen dann meist Opfer in Kauf genommen werden. Dabei handelt es sich immer um subjektive Wertungen, die durch keine Kosten-Nutzen-Analyse ersetzt werden kann. In der öffentlichen Planung geht es also um kollektive Werturteile, die sich letzten Endes in politischen Entscheidungen niederschlagen. Hier ist also Transparenz erforderlich.

### (3) Sicherung einer angemessenen Nutzung

„Man kann den Städten keine Glasglocke überstülpen, wie es Viollet-le-Duc den Einwohnern von Nürnberg scherzhaft unterstellte. Wenn man Teile einer Stadt wirksam schützen und sie aus dem Alltag herausnehmen wollte, dann könnte man dies nur dadurch erreichen, daß man sie nicht mehr nutzt und gleichzeitig ihre Bewohner vertreibt.“<sup>24</sup> Für eine erhaltende Erneuerung ist immer das Finden der angemessenen Nutzung von zentraler Bedeutung. Sie hängt eng zusammen mit den auf das Gebiet einwirkenden Wirtschaftskräften:

Einerseits kann zu viel Druck, der nach mehr Ladenfläche, Parkplätzen oder Liefermöglichkeiten verlangt, das Gefüge leicht sprengen; andererseits führt zu geringe Wirtschaftskraft zum Schwinden jener Erträge, aus denen die Erhaltung der Substanz finanziert werden kann, und damit zum Verfall. Im Grunde kann (städte)baulich nur das, was einen sinnvollen Zweck hat, erhalten werden.<sup>25</sup> Hinzu kommt ein Aspekt, den der renommierte Kultursoziologe Lucius Burckhardt angedeutet hat: Die „Lesbarkeit der Umgebung habe wenig mit Architektur, viel aber mit der aktuellen Funktion eines Gebäudes zu tun, so daß ein auffallendes Gebäude gesellschaftlich stillgelegt, ein bescheidenes aber sehr wichtig sein kann.“<sup>26</sup> Deshalb ist eine Einbettung von Erhaltungsplanungen für Teilgebiete in eine strukturelle Planung der Stadt in ihrer Gesamtheit unabdingbar. Nur sie kann die Verteilung der Standortqualitäten und der Entwicklungskräfte innerhalb des Stadtgefüges so steuern, dass sich für Erhaltungsgebiete die

24 F. Choay (s. A 7), S. 144.

25 Gleichwohl muss man einräumen, dass es immer noch (zu) viele Gegenbeispiele gibt, indem ein Gebäude zunächst ‚hergerichtet‘ und später nach einer Nutzung gesucht wird.

26 L. Burckhardt, Die Kinder fressen ihre Revolution. Wohnen-Planen-Bauen-Grünen, hrsg. von B. Brock, Köln 1985, S. 100.



**Abb. 6:**  
Gestaltet und belebt: Platz vor  
der Kathedrale in Coimbra /  
Portugal; Foto: R. Kaltenbrunner.

richtige Dosierung ergibt. Das ist keineswegs überambitioniert: „Auch wenn die alten Stadtkerne für gesellschaftliche Funktionen geschaffen wurden, die es heute nicht mehr gibt oder die sich stark geändert haben, bedeutet das nicht, dass sie sich anderen Benutzungen verweigern würden. Wie jedes qualitätvolle architektonische Artefakt vermögen sie auch weitergehende oder gar andere Nutzungen aufzunehmen als jene, die ihnen als Programm zugrunde gelegt wurden: so auch das zeitgenössische Leben mit all seinen Erfordernissen und Facetten.“<sup>27</sup>

#### *(4) Aufrichtigkeit gegenüber Gegenwart und Historie*

Erhaltende Erneuerung zielt auf die Sicherung historischer Kontinuität – in der Substanz und im sichtbaren Bild. Dabei „sollte die Einsicht in das Gewordene, in die Einmaligkeit und Unwiederholbarkeit historischer Situationen [...] die Wiederverwendung zeitgebundener Ergebnisse ausschließen.“<sup>28</sup> Verschiedene Ansätze sind sinnvoll; man kann anknüpfen an einzelne, besonders bedeutende Bauwerke von historischer Aussagekraft, an das bauliche Gesamtgefüge im Sinne des Ensembles, aber auch auf die Erhaltung von Stadtgrundriss und Raumfolge bei weitgehender Veränderung der Gebäude setzen. Geschichtliche Kontinuität schließt indes auch Ehrlichkeit gegenüber der Gegenwart ein: Geschichte lässt sich weder anhalten noch zurückdrehen. Das wiederum spricht gegen eine Art von Anpassungsarchitektur, die den Eindruck zu erwecken sucht, als handle es sich um historische Substanz.

<sup>27</sup> V.M. Lampugnani, Kulturgut und Lehrstück. Plädoyer für eine neue Wertschätzung der historischen Zentren unserer Städte, in: NZZ, 25.02.2012 (Beilage Literatur und Kunst).

<sup>28</sup> W. Pehnt, Das Ende der Zuversicht. Architektur in diesem Jahrhundert, Berlin 1983, S. 11.



Abb. 7: Geschichte im Alltag: Innenstadt von Rijeka / Kroatien; Foto: R. Kaltenbrunner.

Auch dieses Thema ist so neu nicht: Von jener Welt, in deren Bautenkonglomerat Denkmal und Neubau ununterscheidbar werden, sprach der Kunsthistoriker Georg Dehio, als er am Ende des 19. Jahrhunderts sein berühmt gewordenes Fazit der historistischen Denkmalpflege zog: „Will man heute echte Ensemblewirkungen sehen, so muß man sie schon in entlegenen Dorfkirchen aufsuchen oder in Spanien und einzelnen entlegenen Teilen Italiens, die durch ihre Armut vor dem restaurierenden Pedanten geschützt geblieben sind.“ Und weiter: „Woher das Verhalten der Architekten? Die Architektur konnte die Offenbarungen, die ihr der historische Geist des Jahrhunderts darbrachte, nicht ertragen. Sie kannte alle je gesprochenen Sprachen der toten Kunst und bediente sich nach Wunsch abwechselnd einer jeden; nur eine eigene Sprache hatte sie nicht.“<sup>29</sup>

Dieser Vorwurf ist in ähnlicher Form auch der sogenannten Postmoderne gemacht worden: Sie schaffe lediglich „eine Architektur der Erinnerung“, basierend auf – nach-

29 G. Dehio, Denkmalschutz und Denkmalpflege im neunzehnten Jahrhundert (1905), zit.n. N. Huse (Hrsg.), Denkmalpflege – Deutsche Texte aus drei Jahrhunderten, München 1984, S. 144 f.

gemachten – historischen Versatzstücken, Illusionen nährend. Und nach wie vor scheint die Versuchung, diese Grenze zu verwischen, groß zu sein – offensichtlich bedingt durch eine Unsicherheit darüber, wie denn eine angemessene zeitgenössische Gestaltung aussehen könne.

Dieses ungelöste Dilemma, die „Sehnsucht“ nach einprägsamen Stadträumen, die Implantierung von Nachahmungen: Sie können dem eigentlichen Anliegen der Bewahrung indes nur abträglich sein. „Ursprungsvergewisserung und Authentizitätsbehauptung bilden den Kern des semantischen Feldes durch alle begrifflichen Wandlungen hindurch. Der neuen (modernen, modernisierten) Stadt setzt Altstadt einen Ursprung entgegen, dem Gemachten und Geplanten das Echte und Gewachsene. Entgegen der Erwartung und Behauptung“, die der Begriff von der ‚Altstadt‘ nahelegt, geht es weniger um „etwas ‚Erhaltenes und Geschütztes‘“, sondern um „etwas Gemachtes.“<sup>30</sup>

Ganz offensichtlich sind Widersprüche in der Kontinuität, die Moderne und Tradition verbindet, unvermeidbar. Sie auszuhalten – und nicht auszublenden – ist notwendig. Es gilt, wie der des Rekonstruktivismus unverdächtige Architekt Peter Kulka einmal betonte, „den richtigen Übergang zwischen Historischem und Neuem zu finden und beides sinnvoll zu vereinen. Dabei bleibt genügend Platz für eine anspruchsvolle zeitgenössische Architektur.“<sup>31</sup> Was so viel heißt wie auf hohem Niveau darüber nachzudenken, was die Architektur dieser Zeit aus- und was den Umgang mit ihr schwermacht. Denn dabei geht es nicht nur um konkrete Antworten auf baupraktische Fragen. Sondern auch um etwas Grundsätzliches – wie etwa um die Frage, ob das Festhalten an der „Authentizität des Originals“ ohne klaren geschichtlichen Bezug eines gegenwärtigen Standpunkts nicht zu einer reinen Fiktion zu werden droht. Wie viel sollte uns an einer (Bau-)Welt gelegen sein, in der sich unter dem Zeichen der Erinnerung nur die Glanzseiten von Geschichte und Gegenwart verschwistern?

##### *(5) Skepsis gegenüber immer wieder neuen Rezepten*

Erhaltende Erneuerung, Bewahrung, behutsamer Umgang mit der gegebenen Substanz – das alles hat kulturell heute einen Rückhalt, steht im Einklang mit dem Zeitgeist.<sup>32</sup> Vielen scheint es, als sei damit ein Irrweg abgebrochen, eine dauerhafte Lösung für den künftigen Städtebau gefunden. Indessen zeigt ein Blick auf die Entwicklung städtebaulicher Grundgedanken in unserem Jahrhundert, dass wir es mit einer ständigen Veränderung von Schwerpunkten und Wertmaßstäben zu tun haben. Ein großer Teil der Wandlungen stammt dabei aus der Ermüdung am vorher Gängigen. Meinungsbildung im Städtebau vollzieht sich in Pendelschwüngen. Neue Gedanken, im Ansatz durchaus fruchtbar,

30 G. Vinken, *Zone Heimat. Altstadt im modernen Städtebau*, Berlin/München 2010, S. 8.

31 Die Menschen sind verrückt nach Erinnerung – Peter Kulka im Interview mit Jürgen Tietz, in: *Potsdamer Neueste Nachrichten*, 01.12.2009, S. 22.

32 Aus der Perspektive etwa der Wirtschaftsförderung freilich sieht die Sache vermutlich ganz anders aus.



**Abb. 8:** Stadt braucht eine Rückversicherung in der Historie – aber sie wird anders genutzt, gesehen und gelebt als früher; Foto: J. Goeddecke-Stellmann.

werden modisch aufgemacht, mit überhöhten Erwartungen befrachtet – und schnell verworfen, wenn sie eben diese Erwartungen nicht erfüllen. Es besteht kein Anlass zu der Vermutung, dass solche Wandlungen sich nicht fortsetzen; und so wird auch die Wertschätzung der Bauten früherer Epochen wahrscheinlich in Zukunft ähnlichen Veränderungen unterworfen sein, wie wir sie bisher schon erlebt haben. Das gehört zur historischen Entwicklung, die sich nicht festschreiben lässt. So ist es fatal, wenn man „nicht erkennt, daß selbst mancher scheinbar objektiv ‚wissenschaftliche‘ Standpunkt seinerseits einem historischen Wandel unterworfen sein kann, daß also z.B. der eine oder andere Grundsatz einer Denkmalpflege von heute in der Nähe einer überholten Architekturdoktrin von gestern stehen könnte“.<sup>33</sup>

Wer sich der Geschichte verpflichtet weiß, wer Kontinuität für einen Wert hält und fördern will, der sollte den übertriebenen Pendelschwüngen und extremen Kurswechseln skeptisch gegenüber stehen. Besser wäre eine Grundhaltung, die die Qualitäten des Alten und des Neuen, die Notwendigkeit von Kontinuität und Neubesinnung anerkennt und danach strebt, dass Bewahrung und Wandel als einander ergänzende Wesenszüge der Stadtentwicklung (und sei es immer wieder neu) miteinander in Einklang gebracht werden. Daraus erwächst die Geschichte der Stadt und formt sich zum kohärenten Bild.

<sup>33</sup> M. Petzet, Eine Zukunft für unsere Vergangenheit?, in: Eine Zukunft für unsere Vergangenheit – Denkmalschutz und Denkmalpflege in der Bundesrepublik Deutschland, Ausst.-Kat. München 1975, S. 21.

(6) *Reparaturen sind wichtiger als große Visionen*

„Reparatur rettet Geschichte durch Renitenz gegen den Verbrauch. ‚Reparatur‘ ist Integrationsformel für die Rettung von Geschichte. Als solche könnte sie – als Absage an eine ruinierte Welt – auch Relais für eine Art neuen Gesellschaftsvertrag sein, in dem die ‚Vergewisserung der Vergangenheit‘, das ‚Erkennen der Grenzen von Ressourcen‘ und die ‚Eignung über den Begriff von Gerechtigkeit‘ leitende Prinzipien wären.“<sup>34</sup>

Es ist zwar augenscheinlich, dass das Konzept der Stadtreparatur zu einem Zeitpunkt propagiert wurde, da der Staat sich, selber in einer Finanzkrise, zunehmend u.a. aus dem Wohnungsbau zurückzog, und insofern eine vielleicht fragwürdig kompensatorische Rolle in der Stadtentwicklung spielt. Aber es hatte auch eminente Folgen – etwa in Berlin. Abriss und Wohnungsnot führten zu massiven Protesten, die 1977 den Wettbewerb „Strategien für Kreuzberg“ und ab 1979 die illegale „Instand(be)setzung“ zahlreicher leerstehender Häuser im Ortsteil zur Folge hatten. Dies war ein zentraler Ausgangspunkt für die Internationale Bauausstellung 1984-87, zumindest für die IBA-Altbau. Zu deren wesentlichen Anliegen zählt die Erhaltung, Stabilisierung und Weiterentwicklung der vorhandenen sozialen und funktionalen Strukturen der Stadt sowie die Durchsetzung von Prozessen wie Selbsthilfe- und Mietermodernisierung.<sup>35</sup> Auf die so suggestive wie programmatische Formel von der „Rettung der kaputten Stadt“ gebracht, sind hier die Fundamente für einen Inkrementalismus gelegt worden, der in sinnigen und umsetzbaren Einzelschritten auf sukzessive Verbesserung der Gesamtsituation setzt.

(7) *Das Ganze ist mehr als die Summe seiner Teile*

„Das ‚städtebauliche Erbe‘, welches [Gustavo] Giovannoni [1873-1943] wohl als erster unter diesem Begriff erfasst, erhält seinen Sinn und Wert weniger als autonomes Objekt innerhalb einer eigenständigen Disziplin, sondern als Element einer neuen Theorie der Stadtentwicklung.“ Überträgt man dies nun auf die Stadtzentren bzw. Kerngebiete, dann läge im Umgang damit ein „Hauptziel“ darin, „ihre Dimensionen und ihre Morphologie zu respektieren und die ursprünglichen Beziehungen zu bewahren, die zwischen Parzellen und Verkehrswegen bestanden haben.“<sup>36</sup>

Wenn die Stadt als Gegenstand gesellschaftspolitischer, aber auch planender oder baulicher Intervention betrachtet wird, dann zerlegt man sie in der Regel in Einzelprobleme – „in Häuser, Straßen und Plätze, in Probleme der Versorgung, der Bevölkerung, der Wirtschaft usw. Es entsteht das Problem der sinnvollen Teilung in Einzelaspekte, vor das sich jede wissenschaftliche Beschreibung gestellt sieht. Das ist zwar *nur* ein methodisches Pro-

34 W. Lipp, Rettung von Geschichte für die Reparaturgesellschaft im 21. Jahrhundert. Sub specie conservatoris, in: Das Denkmal als Altlast? Auf dem Weg in die Reparaturgesellschaft. Tagung des Deutschen Nationalkomitees von ICOMOS u.a., Dortmund 1995, München 1996, S. 147 f.

35 Vgl. u.a. Internationale Bauausstellung Berlin 1987, Projektübersicht. Offizieller Katalog 1987, hrsg. von Bauausstellung Berlin GmbH.

36 F. Choay (s. A 7), S. 150.

blem, aber es erwächst daraus die Gefahr, daß die einzelnen ausgewählten Teilaspekte sich selbständig machen und eine einleuchtende, begründbare und – in einigen Fällen – berechenbare Teillösung anbieten. Der Gesamtkomplex, das Gefüge tritt in den Hintergrund und scheint zu einer Summe von einzelnen Systemen zu werden. In den letzten hundert Jahren neigte das städtebauliche Denken zeitbedingt und dem Zug der Wissenschaften folgend zur Isolierung quantifizierbarer Erscheinungen. Der mächtige Einbruch der Verkehrssysteme in die Städte zeigt dies deutlich.<sup>37</sup> Es wäre hingegen angebracht, diesen Systemen zwar ihre Berechtigung zu lassen, sie aber als Querschnitt durch das Gefüge zu sehen, das voraussetzend auf andere Weise zu beschreiben ist. Zumal ja Gebäude, die – rein kunsthistorisch betrachtet – zweiter und dritter Qualität oder überhaupt ohne Bedeutung sind, oftmals überhaupt erst den Reiz eines Ensembles, den Charakter der Stadt ausmachen.<sup>38</sup>

### EIN SCHRITT VOR, ZWEI ZURÜCK?

Dass bei „Stadt“ an das historische Zentrum, den überlieferten, von identitätsbildenden Relikten durchsetzten Kern gedacht wird, ist eine Erfindung des 19. Jahrhunderts. Die Ästhetisierung der Architektur der Stadt fand in einem Augenblick statt, als die Kategorie „Monument“ entdeckt, alle Kraft in die Erhaltung und Verschönerung dieser Monumente gelegt wurde und damit gleichzeitig das Bürgertum eine Strategie zur beiläufigen Entledigung seiner althergebrachten Wohnareale entwickelte. Zu diesem Zeitpunkt endet für einen der wichtigen Vertreter eines homogenen geschlossenen Stadtbildes, Karl Gruber, die Städtebaugeschichte überhaupt. Doch weder hier noch an anderer Stelle steht die Entwicklung still: Auch neue Stadtteile müssen sich mit der Polarität von Kontinuität und Veränderung auseinander setzen. Das städtebauliche Konzept muss Kontinuität sichern, wo dies unerlässlich ist, es muss aber auch Veränderung oder Vielfalt möglich machen, wo dies sinnvoll und wichtig ist, so dass eine vitale und komplexe Stadt entstehen kann, die sich heutigen – und künftigen – Herausforderungen stellen kann.

So gerechtfertigt die Ansprüche des städtebaulichen Denkmalschutzes,<sup>39</sup> so wünschenswert eine ensembleübergreifende Gestaltqualität, so plausibel revitalisierende Konzepte auch sein mögen: Man darf nicht verkennen, wie es um reale Entscheidungskompetenz und Ressourcenverteilung bestellt ist und wie schwer Investitionen in solch gegängelte

37 E. Schirmacher, *Stadtvorstellungen*, Zürich/München 1988, S. 21.

38 M. Petzet (s. A 33), S. 14.

39 „Wichtigste Aufgabe des städtebaulichen Denkmalschutzes ist es, dem Stadtdenkmal alle die Funktionen zu erhalten, die sich mit der Bewahrung der identifikationsstiftenden Werte wie Stadtgrundriss, Einbettung in die Landschaft, Straßen- und Platzräume sowie signifikanten Einzelbauten vereinbaren lassen“, vgl. G. Kiesow, Städtebaulicher Denkmalschutz aus der Sicht der Denkmalpfleger, in: *Bundesministerium für Raumordnung, Bauwesen und Städtebau/Deutsche Stiftung Denkmalschutz* (Hrsg.), *Alte Städte, neue Chancen*, Bonn 1996, S. 15.

Bereiche zu lenken sind. Nicht umsonst hat der Soziologe Walter Siebel einmal auf die Frage, welche (Planungs)Politik denn die beste Voraussetzung für die Weiterentwicklung der „europäischen Stadt“ sei, lapidar geantwortet: Ein „aufgeklärter Absolutismus“.

Ständige Veränderung aushalten zu können, ohne seine Identität zu verlieren und den Mut für innovative und manchmal ungewöhnliche Lösungen aufzubringen, dies wird zur zentralen Forderung an den Städtebau. Ausgangspunkt und zentrale Komponente ist, nahezu zwangsläufig, der öffentliche Raum der Straßen und Plätze, also die Überlagerung von technischen Infrastruktur-Bausteinen einerseits und stadträumlichen Elementen andererseits. Der klar strukturierte öffentliche Raum und die komplementär dazu entstehende, zumeist blockartige Struktur haben sich nicht nur als anpassungsfähig erwiesen, sondern auch ihre Kraft zur Ordnung des Gebrauchs unter Beweis gestellt: Als integrales Gerüst auch für den baulichen Bestand.

Den Veränderungsdruck – sei es durch den demographischen Wandel, durch Klima- und Energiewende, durch die Implikationen der Finanzkrise – scheint nun die Fachgemeinde der Planenden als Bedrohung zu empfinden. Sie antwortet darauf mit der Flucht in die Bilder der Vergangenheit, mit der Verherrlichung der klassischen Moderne oder einem Anspruch auf eine Autonomie der Architektur gegenüber der Gesellschaft. Der in der Architektenschaft noch immer vorherrschende Lobgesang auf die – einzig angemessene – Rationalität der Moderne trübt die Bewertung klassischer Raumkonzeptionen genauso wie die appellative Nostalgie von interessierter – in der Regel kulturkonservativer – Seite, mit der überkommene Strukturen und Raumsituationen per se als zeitgemäße Lösungen ins Spiel gebracht werden: Die Wahrheit liegt dazwischen, nämlich darin, Alt und Neu gemeinsam in ihr Recht zu setzen, in einer Synthese auf der Basis einer fallweisen Filterung. Gerade weil es heute mehr denn je um das Problem der „bestehenden Stadt“ – und nicht um ihre Neuerfindung – geht, sind Lösungen nur möglich, wenn wir uns nicht nur um die Dinge kümmern, die zu konsolidieren und zu retten sind, sondern auch um die Demolierungen, Veränderungen und neuen Verwendungsmöglichkeiten. Denn die im Laufe der Geschichte erbaute Stadt ist das Material, mit dem wir uns in unserer architektonischen Arbeit auseinander zu setzen haben.

Wer das Bewahrenswerte erhalten will, so der frühere Bundeskanzler Willy Brandt, der müsse verändern, was der Erneuerung bedarf. Weil nun aber die Gesellschaft insgesamt – respektive die in ihr stattfindenden Veränderungen (ob in den Wirtschaftsformen oder den Mentalitäten) – letztlich darüber bestimmt, was angepasst, modernisiert und neu interpretiert werden muss, kann es nicht allein Sache der Denkmalpflege sein, allgemeinverbindliche Standards vorzugeben. Ohnedies sind situations- und standortspezifische Lösungen eher gefragt als ein allumfassendes normatives Ziel. Da heißt es – immer wieder neu –, Allianzen zu schmieden und Kompromisse zu formulieren. Denn die Brücke zwischen Protektion und Erneuerung, zwischen Bewahren und Anpassen, zwischen Status Quo und Modernisierung, zwischen Ensembleschutz und aktiver Stadtentwicklung braucht Widerlager – auf beiden Seiten.

## ERINNERUNGEN AN DIE ZUKUNFT – ZUR KONSTRUKTION SYNTHETISCHER ERINNERUNGSORTE

Der Glaubenskrieg um Original und Reproduktion in der Architektur hat die engen Grenzen der Bauforschung und Denkmalpflege längst gesprengt. Neuerdings gehen die Kulturwissenschaften der Frage nach, wie es dazu kommt, dass verlorene Bauwerke ein vitales Eigen- und Nachleben entwickeln, wenn sie über längere Zeit mit Erinnerungsgelalten und Bedeutungszuschreibungen aufgeladen werden. Sehr häufig lösen sich diese Symbolisierungen und Repräsentationen von ihrer authentischen materiellen Bausubstanz und eröffnen neue Deutungsperspektiven. Die architekturbezogenen Fachdisziplinen sind mit dieser imaginären Kunstgeschichte hoffnungslos überfordert. Deshalb stellt sich die Frage, welche gesellschaftlichen Motive und kommunikativen Prozesse hinter den erstaunlichen Umdeutungen von „echten“ wie „falschen“ Bauwerken stecken.

Im Herbst 1996 nahm der Streit um die Schlossinsel in Berlin eine bemerkenswerte Wendung. Überraschend hatten der Kunsthistoriker Tilmann Buddensieg und der Architekt Axel Schultes einen angeblich verschollenen Entwurf des preußischen Generalbaumeisters Karl Friedrich Schinkel wiederentdeckt. Unter der Schlagzeile „Schinkels Traum“ präsentierten sie im Berliner „Tagesspiegel“ das unbekannte Meisterwerk, das den Kampf zwischen Schlossfreunden und Anhängern des Palastes der Republik auf einer höheren Ebene schlichten sollte.<sup>1</sup>

Bei dem kostbaren Fundstück handelte es sich um ein kleines, vergilbtes Gipsmodell, das nach Angaben von Buddensieg und Schultes von den Sowjets 1945 als Beutekunst nach Moskau verschleppt und einige Jahre nach dem Mauerfall auf diplomatischen Umwegen nach Berlin zurückgegeben worden war. Schinkels Entwurf zeigte die Berliner „Île de la Cité“ radikal umgekrempelt: Aus der dunklen Masse des Schlosses war der Freiraum eines majestätischen „Platzes der Verfassung“ geworden, und hinter den umlaufenden Arkadenwänden konnten sich Hohenzollern-Liebhaber und DDR-Nostalgiker aussuchen, auf welchen Schlüter- oder Graffunder<sup>2</sup>-Resten sie aufbauen wollten.

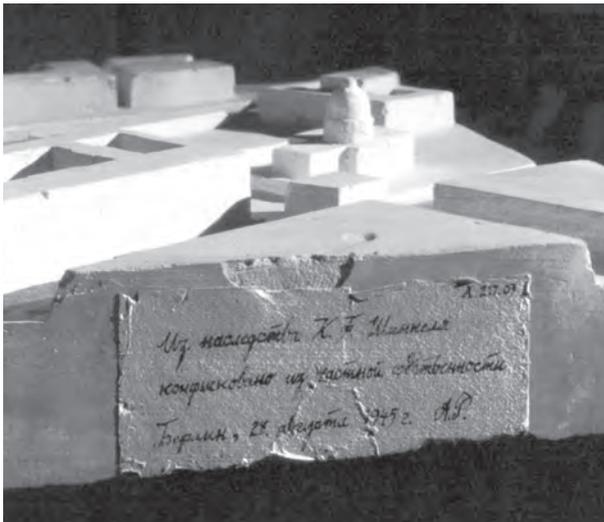
In einem Expertengutachten erklärte Tilmann Buddensieg die stadträumliche Neuordnung sogar zur politischen Tat: „Dieser Entwurf zwingt uns, Schinkels Nachdenken

1 Der Tagesspiegel, 08.09.1996; alle folgenden Zitate ebda.

2 Heinz Graffunder (1926-1994) war Chefarchitekt des 1976 eröffneten Palastes der Republik in Berlin.



**Abb. 1:** Angebliches Gipsmodell Schinkels, in: Tagesspiegel vom 08.09.1996. Bezeichnungen auf der Rückseite: A Platz der Verfassung, B Schloss, C Kgl. Academie der Wissenschaften, D Landtag, E Lg., F Kgl. Bibliothek; 1 Museum, 2 Alter Dom, 3 Brückenbauwerk, 4 Bauakademie, 5 Friedrichwerdersche Kirche, 6 Zeughaus, 7 Packhof.



**Abb. 2:** Angebliches Gipsmodell Schinkels; Rückseite mit russischem Vermerk: »Aus dem Nachlass K.F. Schinkels; beschlagnahmt aus Privatbesitz: Berlin, 28. August 1945 A.R.«; Quelle: Schultes Architekten, Berlin.

über eine Residenz des Königs in der Mitte Berlins im Spannungsfeld einer beharrenden Monarchie und eines fortschrittlichen Verfassungsstaates zu überprüfen.“ Die Analogie zu den deutschen Hauptstädten der Jahre nach 1990 war überdeutlich. Buddensieg eröffnete noch weitergehende Deutungsperspektiven: „Wir müssen die radikalen Vorschläge des Gipsmodells [...] mit der idealen Fürstenresidenz in Schinkels nachgelassenem Lehrbuch und mit den Residenzprojekten für die Zarin in Orianda und den griechischen König auf der Akropolis in Beziehung setzen, [um] die politischen Gedanken Schinkels hinter dem loyalen Dienst an den Bau-ratspflichten freizulegen.“

Für einen historischen Moment hatte die Autorität der Baugeschichte über die Aktualität der Schlossplatz-Debatte gesiegt. Plötzlich machte die Geschichte selber Tagespolitik. Der antagonistische Gegensatz zwischen Palast und Schloss, zwischen staatssozialistischer und wilhelminischer Memorialfunktion, war auf einer höheren Ebene in einen dialektischen Widerspruch überführt worden. Und heraus kam dabei schließlich eine raumgewordene Synthese, die das Verhältnis von Tradition und Invention, von Überlieferung und Erfindung, umstülpte. Für die quälende Suche nach der architektonischen Erneuerung der Berliner Mitte war Schinkels Modell ein Befreiungsschlag, der Längstvergangenes ins Gewand des Allerneuesten kleidete und damit die Geschichte

wieder zur „magistra vitae“, zur Lehrmeisterin des Lebens zu machen versprach. Wer weiß, ob Schinkel nicht doch den nachfolgenden Bauwettbewerb um den Schlossplatz beeinflusst hätte, wenn die Illusion nicht so schnell geplatzt wäre. Nach Indiskretionen mussten sich Buddensieg und Schultes selber als Urheber des Entwurfs zu erkennen geben. Sie hatten die Camouflage als Provokation ins Werk gesetzt, um Bewegung in die damals hoffnungslos festgefahrene Schlossplatzdebatte zu bringen. Doch statt sich über das Bubenstück zu amüsieren, fühlte sich das offizielle Berlin getäuscht und blamiert. Mit Geschichte, so hieß es, sei nicht zu spaßen.

Dass die Verärgerung so groß war, rührte auch von der Verführungskraft der Legende her, in die das Schinkel-Modell gekleidet war. Es war die Rahmenerzählung einer gescheiterten Utopie mit mehreren Bedeutungsschichten: Erst behindert durch Schinkels Dienstherrn, dann vereitelt durch den Tod ihres Entwerfers und schließlich verschüttet durch das Kriegsschicksal erschien die Gipsplastik als authentische Spolie im lateinischen Wortsinne von „spolium“, als Kriegsbeutestück. Und dieses Beutestück konnte als quasi-archäologisches Fragment an die wirkmächtigste Traditionslinie der Altertumsrezeption anknüpfen, nämlich den Monumenten-Klau, wie er von Rom bis Venedig und Paris jahrhundertlang praktiziert wurde.

Man muss lange suchen, um ein vergleichbar phantastisches Narrativ zu finden, das den Bedeutungsgehalt eines Bauwerks begründet. Seit der Wiederentdeckung der vitruvianischen Baulehre in der Renaissance hat sich die Architekturgeschichte nicht mehr allein mit den herkömmlichen drei Hauptelementen – Konstruktion, Funktion und Form – der Architektur beschäftigt. Vielmehr nahm sie einen weiteren Faktor in ihre Untersuchungen auf: das Bauwerk als Bedeutungsträger, das entweder kulturelle Gedächtnisinhalte fixiert oder aber sich postum wandelbaren Erinnerungshorizonten öffnet. Die Bedeutungsfunktion der Architektur wird seitdem in zweierlei Richtung interpretiert: entweder historisierend oder aktualisierend, also entweder retrospektiv oder prospektiv.<sup>3</sup> So dient das Bauwerk entweder retrospektiv im Verhältnis von Urbild und Abbild als sinnlicher Träger von Ursprungs- und Ableitungsbedeutungen – wie die mittelalterlichen Heiliggrabkirchen-Kopien von Bologna bis Paderborn;<sup>4</sup> oder aber der bauliche Bedeutungsgehalt beruht auf prospektiven Zuschreibungen, mit der eine Gegenwart das jeweilige materielle Substrat auflädt, um es für aktuelle künstlerische, politische oder gesellschaftliche Zwecke nutzbar zu machen.

3 Ausgehend von Stanford Andersons Unterscheidung von „fachspezifischer“ und „gesellschaftlicher“ Erinnerung in der Architektur entwickelt Wolfram Martini das Komplementärverhältnis von „retrospektiver“ und „prospektiver“ Erinnerungsfunktion; vgl. S. Anderson, Erinnerung in der Architektur, in: Daidalos, Memoria, Nr. 58, Gütersloh 1995, S. 22-37; vgl. W. Martini, Prospektive und retrospektive Erinnerung. Das Pantheon Hadrians in Rom, in: ders. (Hrsg.), Architektur und Erinnerung, Göttingen 2000, S. 19-44.

4 R. Krautheimer, Einführung zu einer Ikonographie der mittelalterlichen Architektur, in: ders., Ausgewählte Aufsätze zur europäischen Kunstgeschichte, Köln 1988, S. 142-197.

Freilich ist diese Gegenüberstellung von rückblickender und vorausschauender Semantisierung der Architektur ein Scheinwiderspruch. Denn spätestens seit Alois Riegl sind Erinnerung und Monument immer eine Funktion der jeweiligen Gegenwart, die die Erklärung von Denkmalswerten ins zeitgenössische Belieben stellt. Konstruktion und Nutzbarmachung von Erinnerung im Medium von Architektur ist daher nicht nur als antiquarische Vergangenheitsvergoldung zu verstehen, sondern auch als Selbstentwurf einer Gesellschaft auf eine erwünschte Zukunft.

Allerdings sind bei der Frage nach dem aktuellen oder historischen Bedeutungsgehalt architektonischer Erinnerungen der Vergangenheits- oder Zukunftsbezug ebenso wenig zu trennen wie ein ähnlich schwieriges Problem im Bereich der Sprache. Dies ist die Frage nach der Natürlichkeit bzw. Motiviertheit oder aber der Künstlichkeit bzw. Willkürlichkeit der Laute und Worte. Aus der modernen Sprachforschung ist bekannt, dass die Phonetik nicht auf einer Ursprache oder auf Naturlauten beruht, sondern völlig abstrakt ist und erst durch gesellschaftliche Übereinkunft Struktur und Bedeutung erhält. Und wenn zahlreiche Menschen eine gewisse Zeit lang diese willkürlichen Regeln befolgen, dann werden diese zu Konventionen und nähern sich fast zwangsläufig ihrem Gegenpol der Natürlichkeit und Motiviertheit.

Der Vergleich mit der Sprache bietet sich vor allem deshalb an, weil auch die Architektur gern als herausragendes Medium der Traditionsbildung beschrieben wird: nämlich als eine Vermittlerin, welche Kontinuität über die Zeit hinweg herstellt, indem sie – wie Sprache und Technik – das Gedächtnis in den sozialen Organismus bzw. den öffentlichen Raum hinaus verlegt.<sup>5</sup> Doch wie im sprachlichen Zeichen steckt auch im Bauwerk und seinem Bedeutungsgehalt eine tiefe Furcht vor der Künstlichkeit und Willkür. Beide, Architektur wie Sprache, befinden sich in einem gefährlichen Schwebezustand und suchen – freilich jenseits der praktischen Konstruktion und Form – nach einer zuverlässigen Stütze in der Wirklichkeit. Und dafür suchen sie nach Substantialität und Weltbezug, die nicht an die Willkür der Geschichte und die Irrtümer der Vergangenheit gekettet sind.<sup>6</sup>

Die Sprach- und Mediengeschichte hat gezeigt, dass sich kommunikative Bedeutungssysteme in die Deutlichkeit und Konkretion von Bildern und Realaufzeichnungen – also Gemälde, Photos oder heute Tonband- und Videoaufnahmen – retten. Dagegen bleibt der Architektur, da sie ein weitaus schwerfälligeres Aufschreibesystem ist, nur die Flucht in die Authentizität von Ursprungslegenden. Dies war Jahrhunderte lang der Bezug auf historische Präzedenzbauten und Kopien. Und auch die Moderne hat damit nicht gebro-

5 Vgl. A. Leroi-Gurhan, *Hand und Wort. Die Evolution von Technik, Sprache und Kunst*; Frankfurt a.M. 1988, S. 150 f.

6 Ich knüpfe hier an die Ausführungen des Medienwissenschaftlers Hartmut Winkler an, der eine umfassende Entwicklungstheorie der Medien erarbeitet hat, nach der die Krise eines jeden Ausdrucksystems, allen voran die Sprache, eine Flucht in die Ikonizität hervorbringt, in: *H. Winkler, Docuverse. Zur Medientheorie der Computer*, München 1997, S. 214 ff.

chen. Diese hat seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert nach Urhütten, Urtechniken und Urformen gesucht und Referenzpunkte noch weiter bis in die Archaik verschoben.

Doch zurück zur phantastischen Ursprungslgende von Schinkels neugefasstem Berliner Schlossplatz. Wäre das Schinkel-Modell authentisch gewesen, oder hätten zumindest alle Beteiligten bei dieser konstruierten Spolien-Erzählung dicht gehalten, dann hätte Schinkels Modell vielleicht sogar Eingang in die nachfolgenden Schlossplatz-Wettbewerbe und als Präzedenzentwurf bei den Streitparteien womöglich Akzeptanz gefunden – als Geschichtshypothese über der Geschichte, als historische Realaufzeichnung, die der schwirrenden Vielfalt sowohl von freien Bauentwürfen wie auch von Erinnerungskonkurrenzen zwischen kaiserlicher Monumental- und sozialistischer Alltagsgeschichte Einhalt geboten hätte.

Alles wäre synthetisiert worden in der Bezugsperson Schinkel, zumal dessen Erbe in West- und Ostdeutschland gleichermaßen unkompromittiert war. Gerade in der Ratlosigkeit der Berliner Baudebatte der 1990er Jahre, als internationale Avantgarde-Architekten brutal mit stadhistorischen Spurensuchern zusammenstießen, war die bauhistorische Erinnerung häufig zur legitimierenden, ja oft letzten Gestaltungskraft aufgestiegen, gleichsam zur rettenden Traditionsinsel im Meer der flottierenden Planerinnovationen. Damals gab es futuristische Hochhausentwürfe und im Gegensatz dazu skurril-antiquarische Rekonstruktionen von Schloss und Palast zugleich.

Demgegenüber bot der falsche Schinkel einen Ausweg aus modernistischer Willkür und historischer Nachahmung – allein durch die Kraft seiner Erzählung. Schinkels fingierter Traum ist nur ein extremes Beispiel dafür, wie in der gesamten Baugeschichte die begleitenden Narrative das Schicksal von Architektur bestimmen – trotz oder aber gerade wegen der anspringenden Dauerhaftigkeit und provozierenden Präsenz der Bauwerke. Seitdem Alois Riegl die Illusion zerstört hat, dass es so etwas wie objektive, ein für allemal gegebene Eigenschaften gibt, die ein Bauwerk zum Denkmal machen, ist in der Architekturgeschichtsschreibung das Bewusstsein dafür entstanden, wie die wechselnden Zuschreibungen das materielle Substrat dominieren.

So hat der Kunsthistoriker Wolfram Martini den Wandel sowohl der Funktion wie auch der Konnotation des römischen Pantheons beschrieben, das bei weitgehend gleich-



Abb. 3: Entwurf Schlossplatz Berlin 1993 von Klaus Theo Brenner; © Brenner.



**Abb. 4:**  
Pantheon mit Berninis Eselsohren,  
nach Piranesi, 1765; Quelle:  
W. Martini (Hrsg.), Architektur und  
Erinnerung, Göttingen 2000, S. 26.

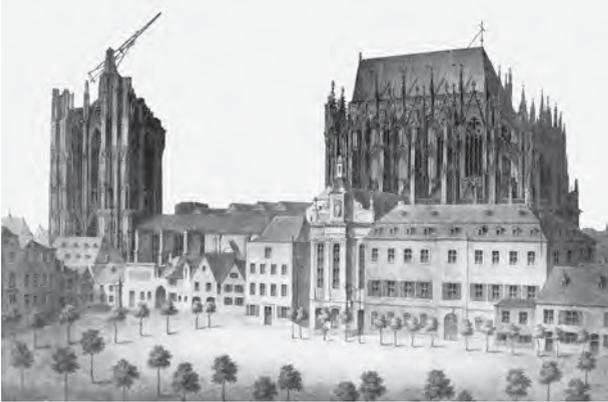
bleibender Baugestalt – abgesehen von Berninis Eselsohren der angefügten Glockentürme – sich im Verlauf der Jahrhunderte vom Memorial zum Tempel, zur christlichen Kirche und heute zur Grabstätte entwickelt hat.<sup>7</sup> Vor allem in seiner Wirkung als Präzedenzbauwerk für spätere Kirchen und Grablegungen durchlief das Pantheon einen Bedeutungswandel von der Sakral- zur Sepulkralarchitektur, mit der die Nachwelt die arbiträr-prospektiven Ursprungsbedeutungen des Bauwerks in motiviert-retrospektive Erinnerungshorizonte einbaute. Das erklärt die Plastizität der Zuschreibungen wie auch ihrer Gedächtnislücken. Denn nicht nur die Wiederentdeckung der Nutzung als katholische Marienkirche, sondern auch die ursprüngliche Funktion des Pantheon, das als Thronsaal Hadrians wie eine Art reichsrömisches Kanzleramt konzipiert war, haben dazu beigetragen, die einstige Idealität und normative Kraft des Bauwerks in der Architekturtheorie nach 1800 abzuschwächen.

Ein ebenso prägnantes Beispiel für Umdeutungsprozesse ist der Kölner Dom, der im Zuge seiner Vollendung im 19. Jahrhundert vom retrospektiv inspirierten Mittelalter-Monument der nationalromantischen deutschen Freiheitsliebe zum prospektiven Macht-symbol des preußischen Obrigkeitsstaates wurde.<sup>8</sup> So sprach Goethe vom Torso noch als dem „tüchtigsten, großartigsten Werk, das vielleicht je mit folgerechtem Kunstverstand auf Erden gegründet worden“. Dagegen verurteilte hundert Jahre später der Goethe-Verehrer Georg Dehio das ausgeführte Werk als „kalte archäologische Abstraktion“, dessen Fassaden „gedankenarm und verfehlt“ seien.<sup>9</sup>

7 W. Martini (s. A 3), S. 19 ff.

8 I. Scheurmann, Der Kölner Dom, in: *dies.* (Hrsg.), Zeitschichten. Erkennen und Erhalten – Denkmalpflege in Deutschland, München/Berlin 2005, S. 88-93; alle folgenden Zitate ebda.

9 Freilich rührt diese Diskrepanz auch daher, dass Goethes Lob nicht nur auf der Kenntnis der wiedergefundenen Originalrisse, sondern vor allem auf den anschaulichen Verbesserungen in der nachmittelalterlichen Baupraxis beruhte, während Dehio sich an der glatten Perfektion des vollendeten Baus störte. Gleichwohl bleibt der Kölner Dom im 19. Jahrhundert ein Musterbeispiel für Umdeutungen.



**Abb. 5:**  
Kölner Dom, Stahlstich nach einer  
Vorlage von Ernst Friedrich Zwirner,  
1842; Quelle: *N. Berger-Keweloh, Die  
mittelalterlichen Dome im 19. Jahr-  
hundert, München: 1986, S. 23.*

So stand der Dom zunächst für die Aneignung des vorreformatorischen Mittelalters, um gegenüber der zwar aufklärerischen, aber schon bürokratisch werdenden Rationalität der Regierungen und vor allem nach den Befreiungskriegen die Identität des eigenen Volkes neu zu begründen.<sup>10</sup> Bis zum Beginn der Vollendungsarbeiten durch Preußenkönig Friedrich Wilhelm IV. 1840 war der Dom ein Denkmal der neu zu gewinnenden deutschen Einheit, die solche Gemeinschaftsleistungen erst möglich machen sollte. Doch nach seiner Fertigstellung 1880 verkörperte er schließlich den aggressiven Nationalismus und die preussisch-kleindeutsche Machtentfaltung. Das zeigt, wie positive, gesetzte Ursprungswerte im Prozess ihrer Historisierung und Konventionalisierung durch neue Gegenwartsbezüge – durch die zuvor erwähnten Stützen in der Wirklichkeit – umgeformt werden, die bis zur Negation des vormaligen Erinnerungshorizontes reichen.

Ein aktuelles Beispiel gibt die Dresdner Frauenkirche, die vor allem nach ihrer Zerstörung 1945 als Ruine zum herausragenden Träger konkurrierender Bedeutungen wurde. Erst strebte der sozialistische Städtebau die vollständige Trümmerbeseitigung an, bis Wiederaufbauanhänger des alten Dresden den Erhalt der Ruine durchsetzten.

Auch die SED lenkte danach ein und erklärte den Torso 1966 zum retrospektiven Mahnmal gegen Faschismus und Krieg. Zwanzig Jahre später okkupierte die „Schwerter zu Pflugscharen“-Friedensbewegung den Bau, der 1989 zu einer Leitikone der Bürgerbewegung wurde. Und 1991 gelang es einem privaten Förderverein, den Wiederaufbau einzuleiten, indem die Symbolik der Ruine vollständig auf den prospektiv umgedeuteten Neubau übertragen wurde. Fortan war der Bau zur „Friedens- und Versöhnungskirche“ deklariert, was ein beispielloses Engagement öffentlicher und privater Spender in Gang

<sup>10</sup> Vgl. *N. Huse* (Hrsg.), *Denkmalpflege. Deutsche Texte aus drei Jahrhunderten*, München 1984, S. 41 f. Über die Dome als Nationaldenkmäler vgl. auch: *N. Berger-Keweloh, Die mittelalterlichen Dome im 19. Jahrhundert*, München 1986, S. 37 ff.



**Abb. 6:** Ruine der Frauenkirche um 1965;  
Quelle: Wikimedia Commons by the Deutsche Fotothek;  
Foto: *Richard Peter* (1896-1977).

setzte.<sup>11</sup> So zeigt sich, dass nicht nur der Glaube, sondern auch die Erinnerung Berge versetzen kann. Denn wenn die Erzählung stimmt, geraten auch Monumente in Bewegung.

Kommen wir noch einmal zurück auf die Berliner Schlossinsel, auf der die Schinkel-Illusion zu schnell geplatzt war, um die festgefahrene Kontroverse aufzubrechen: Dass der Bundestag 2002 schließlich den förmlichen Beschluss zur Wiedererrichtung der Schlosskubatur mit rekonstruierten Fassaden fasste, wäre ohne eine weitere entscheidende Umdeutung des Hohenzollernbaus aber wohl kaum denkbar gewesen. Denn trotz des Einsatzes

des privaten Berliner Wiederaufbauvereins und wichtiger Förderer aus Politik und Wirtschaft kam das Projekt nicht voran, weil es unverändert eine leere Hülle war, deren vorgeschlagene Nutzungen als Hotel- und Kongresszentrum nicht diskurstauglich waren.

Hier musste erst eine neue Ursprungserzählung geschaffen werden, die 1999 tatsächlich entstand. Es war der Vorschlag der Stiftung Preussischer Kulturbesitz, die weltberühmten Dahlemer Museen für Völkerkunde und außereuropäische Kunst in das neue Stadtschloss umziehen zu lassen. Mit dieser Umwidmung zum wissenschaftlich-musealen „Humboldt-Forum“ war die entscheidende Wende in der Neubewertung des Schlossgedankens eingeleitet. Damit wurde die fast schon privatistisch gewordene Erinnerungskonkurrenz der Streitparteien auf ein völlig neues Feld der kulturellen Referenzpunkte überführt. Denn der noch gar nicht existierende Hohenzollernbau konnte plötzlich nicht nur an die Umnutzungen der großen europäischen Kultur- und Museumsschlösser anknüpfen. Er vermochte darüber hinaus auch die Willkür seines Sieges über die sozialistische Palastruine mit dem Bezug auf die Urgeschichte der „arts premiers“, der Archaik der Weltkunst, sowie auch auf die Genese der Berliner Museen zu motivieren.

Im Angesicht des Neuaufbaus der Schlösser von Berlin, Braunschweig, Hannover, Potsdam und anderswo ist das Grauen vor dem Arbiträren einer willkürlich aktualisierbaren Geschichte vor allem zur Sorge der Fachöffentlichkeit von Architekten und Denkmalpflegern geworden. Sie wollen die Geschichtszeugnisse allein als *factum brutum* gelten lassen ohne synthetisierende soziale Praxis.

<sup>11</sup> Vgl. A. von Müller, Monumentaler Nippes, in: DIE ZEIT, 29.07.2004.



Abb. 7: Berliner Schloss um 1900; Postkarte.

Es ist eine außerordentliche Koinzidenz, dass direkt neben dem Bauplatz des künftigen Berliner Schlosses auf der Museumsinsel im teilweise kriegszerstörten Neuen Museum von Friedrich August Stüler eine Schädelstätte der puristischen architektonischen Realaufzeichnung steht, die den Dissonanzen von Übermittlung, Interpretation und Bedeutung entgegen möchte.

Hier ließ der britische Architekt David Chipperfield außen die verlorenen Bauglieder kompromisslos modern neu aufführen, während innen die Zerstörungen konserviert und noch die einzelnen Putzfragmente zum Zeichen ihrer selbst erklärt wurden, indem kein Element für etwas anderes stehen darf als für seine radikal-authentische Zeitgenossenschaft.

Einst hatte John Ruskin die Materialität der überlieferten Architektur zum einzigen authentischen Medium der gesellschaftlichen Erinnerung erklärt.<sup>12</sup> Auf vergleichbare Weise sollen auch hier die Steine sprechen – aber es fragt sich, ob sie noch etwas zu sagen haben. Was sich hier als Respekt vor Geschichte ausgibt, verschließt sich vor neuen Zuschreibungen, setzt Geschichte mit Vergangenheit gleich und schneidet den Bezug zur ästhetischen und kommunikativen Praxis ab, durch die Bauwerke als Bedeutungsträger belebt und baulich erneuert werden.

So richtet sich das heutige Interesse des Publikums auf Schein-Schlösser, Neubaukirchen oder Stadthaus-Kulissen und verärgert die Fachwelt mit einer „skandalösen Bereit-

12 J. Ruskin, *Die sieben Leuchter der Baukunst*, hrsg. von W. Kemp, Dortmund 1994, S. 333.



Abb. 8: Vorkriegszustand Berlin Neues Museum; Treppenhaus um 1850; Stahlstich von Friedrich August Stüler; Quelle: Berlin und seine Kunstschätze, Leipzig und Dresden, ca. 1850.

schaft, sich von Surrogaten mehr als vom ‚Echten‘ aufregen zu lassen“.<sup>13</sup> So sehr Kritiker diese Sehnsuchtsbilder einer heileren Welt als Kontingenzbewältigung oder Kompensationsgeschäft verurteilen – es ist eine massive Abstimmung mit den Füßen, die auf Teilnahme an etwas Nicht-Gegenwärtigem drängt, das trotzdem anwesend ist.

Anders als die moderne Memorialfunktion der Architektur, die einzig noch den materiellen Alterswert gelten lässt, zielen solche synthetischen Erinnerungsorte auf ein Gedenken, das weder den Toten noch den Ungeborenen gewidmet ist, sondern in erster Linie den heute Lebenden. Damit beschwören diese „falschen“ Gebilde einen nahezu vergessenen Seins-Modus: einen luxuriösen Zustand aus Hypnose und Imagination, der eigene symbolische Räume eröffnet und die Kontrasterfahrung von determinierten und freien Deutungen erlaubt.

Fällt die Gegenwart nun ins tiefste historische 19. Jahrhundert zurück, als Dom-, Schloss- und Burgenbaubegeisterung auf ihrem Höhepunkt waren? Damals attackierte

13 E. von Samsonow, Herstellung eines Nabels. Eine mnemotechnische Operation, ausgeführt von einem Architekten, in: H. Tausch, Gehäuse der Mnemosyne, Göttingen 2003, S. 71.



Abb. 9: Berlin Neues Museum, Eingangshalle; Foto: S. Cutui, 2012.

Friedrich Nietzsche noch „das widrige Schauspiel einer blinden Sammelwut, eines rastlosen Zusammenscharens alles einmal Dagewesenen“.<sup>14</sup> Aber es lohnt sich, den gegen die Rekonstruktionsmode allzu leichtfertig ins Feld geführten Nietzsche aufmerksam weiter zu lesen: „Der Mensch hüllt sich in Moderduft; es gelingt ihm, selbst eine bedeutendere Anlage, ein edleres Bedürfnis durch die antiquarische Manier zu unersättlicher Neubegier, richtiger Alt- und Allbegier herabzustimmen.“<sup>15</sup>

Hier ist bemerkenswert, dass Nietzsche die Begriffe „Neubegier“ und „Altbegier“ noch nicht als Gegensätze, sondern synonym verwendet. Es scheint, dass der Philosoph in seinem Plädoyer für die „kritische“ Geschichtsauffassung und für eine neue Gestaltungskraft des Menschen sich nicht vom Vorwärts-Rückwärts-Schema der prospektiven und retrospektiven Erinnerungsgehalte beirren lässt. Vielmehr möchte er als Authentizitätsbeweis für eine lebendige Historie einzig an den Mutwillen seiner Zeitgenossen appellieren und die Konstrukthaftigkeit der Geschichtsbezüge ins Bewusstsein rufen. Denn Nietzsche will, dass der Mensch die Geschichte „vor Gericht zieht, inquireiert, verurteilt“ und „mit dem Messer an die Wurzeln“ greift.<sup>16</sup> Man solle „gegen das von alters her An-

14 F. Nietzsche, Vom Nutzen und Nachteil der Historie, in: K. Schlechta (Hrsg.), Nietzsche. Werke in drei Bänden, München 1966, 1982, S. 228.

15 Ebda.

16 Ebda., S. 231.

geborene und Anerzogene [...] einen neuen Instinkt, eine zweite Natur“ setzen und sich „a posteriori eine Vergangenheit geben, aus der man stammen möchte“.<sup>17</sup>

Die gesamte Baugeschichte mit ihren wechselnden Aufladungen, Umdeutungen und auch Notlügen lässt sich wie ein aufgeschlagenes Buch dieser konstruierten zweiten Natur lesen, die Nietzsche emphatisch als „plastische Kraft“ bezeichnet. Sie jedoch wird heute vor allem von der Denkmalpflege in Acht und Bann gelegt.

Dagegen hat der ehemalige bayrische Generalkonservator und heutige ICOMOS-Präsident Michael Petzet vor einigen Jahren scharfen Protest angemeldet. Er nennt die Vertreter der orthodoxen Denkmalpflege „prüde Substanzapostel“ und fordert, dass zum herkömmlichen materialistischen Denkmalsverständnis heute auch der „rein ästhetisch motivierte Schauwert“ und auch „der gern vernachlässigte Gefühlswert“ der Bauwerke kommen müsse, der auch rekonstruierende Wiederherstellungen legitimieren könne.<sup>18</sup>

Und die neue Altbegier kann sich sogar auf die Weltkulturerbekonferenz in Nara von 1994 berufen, auf der die extrem rekonstruktionsfeindliche Denkmals-Charta von Venedig von 1964 entscheidend erweitert wurde. Nach der Erklärung von Nara zählen zum authentischen Denkmalwert des historischen Erbes nicht mehr allein substantielle Qualitäten von Form, Material und Standort, sondern nun auch gleichsam „geistige“ Faktoren wie Gebrauch, Funktion, Tradition sowie „spirit and feeling“, also Geist und Gefühl.

Das sind freilich emphatische Begriffe, die es den Fachdisziplinen schwer machen, die Qualitäten gebauter Surrogate und synthetischer Erinnerungsorte in ihrer Zulässigkeit oder aber Frivolität zu analysieren, zu kanonisieren und autoritativen Deutungen zu unterwerfen. So ist es kein Wunder, dass Kunstwissenschaft, Architekturgeschichte und vor allem Denkmalpflege vor den großen Rekonstruktionsprojekten der Gegenwart kapitulieren, indem sie regelmäßig ihre Nichtzuständigkeit erklären und dieses Phänomen an die Fremdenverkehrsämter delegieren.

Aber vielleicht sollten sich die Experten und Politiker doch wieder von Nietzsches Feuer anstecken lassen, der ein natürliches Verhältnis zur Historie forderte: nämlich „hervorgerufen durch den Hunger, reguliert durch den Grad des Bedürfnisses und in Schranken gehalten durch die innewohnende plastische Kraft der Menschen“.<sup>19</sup> Für allfällige Ideologiekritik am Bauwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit wird danach immer noch genügend Zeit bleiben.<sup>20</sup>

17 Ebd.

18 M. Petzet, Rekonstruktion als denkmalpflegerische Aufgabe, in: Jb. Bau und Raum, hrsg. vom Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung, Hamburg 2008, S. 31.

19 F. Nietzsche (s. A 14), S. 230.

20 Eine erste Fassung dieser Überlegungen erschien 2009, vgl. M. Mönninger, Echt falsch. Rekonstruktion und Erinnerung: Der neue Historismus in der Architektur, in: H. Böhringer/A. Zerbst (Hrsg.), Die tätowierte Wand. Über Historismus in Königslutter, München 2009, S. 277-290.

## SUBSTANZ ODER FEELING ODER GANZ ANDERS

### ZUR INSTANDSETZUNG VON FASSADEN DER 1960er JAHRE

#### VORBEMERKUNGEN

Die noch immer umstrittene Baukultur der 1960er und 1970er Jahre leistet für das städtische Kulturerbe wichtige Beiträge. Im Besonderen gilt dies für die kriegszerstörten Städte. Inzwischen jedoch sind die Bauten der Nachkriegszeit in die Jahre gekommen. Erste Instandsetzungen sind bereits abgeschlossen und weitere Sanierungen stehen an.

Anhand von einigen Fallbeispielen soll daher die Pflege und Erhaltung der nachkriegszeitlichen Baukultur diskutiert werden. Dabei geht es um den Umgang mit dem baulichen Erbe, um gebaute urbane Umwelt und auch um deren – vielleicht nicht durchgängig erkannte – Qualität. Die Fragen bzw. die Zwänge des Denkmalschutzes sollen dabei nachrangig betrachtet werden. Denn im Idealfall sollte die Denkmalpflege mit ihren Methoden und Erfahrungen zu Erhaltungsstrategien beitragen und nicht als aufgezwungene, ungeliebte Institution empfunden werden.

Dabei beschränkt sich dieser Beitrag auf die Fassaden, auch wenn er natürlich das gesamte Gebäude im Blick hat. Seit den 1960er Jahren sind jedoch die Grundrissplanungen häufig auf Variabilität angelegt und Grunddispositionen innerhalb eines konstruktiven Gerüsts nicht unbedingt festgeschrieben. Gerade zu jener Zeit spielte die Innenausstattung eine eigene Rolle. Ablesbar ist dies beispielsweise an der Organisation von Verwaltungsbauten: In den letzten vierzig bis fünfzig Jahren gab es einen ständigen Wandel vom Großraumbüro zu Einzelbüros, vom Teambüro zu so genannten action-offices und wieder zurück.

Fassaden wurden dadurch zum bisweilen konstituierenden Element eines Gebäudes. Dazu ist anzumerken, dass bei einem Gros der Architektur-Inkunabeln des 20. Jahrhunderts die Fassaden inzwischen ausgetauscht sind. Als Beispiele nenne ich hier die jüngst als Welterbe ausgewiesenen Alfelder „Fagus-Werke“, das „Oker-Hochhaus“ in Braunschweig (vgl. Abb. 1) und das Düsseldorfer „Mannesmann-Haus“. Regelmäßig wurden die Gebäude bis auf das statisch-konstruktive Gerüst nachgerade entbeint.

Zu den Ausnahmen gehört in diesem Zusammenhang u.a. das Münchner BMW-Verwaltungsgebäude. Der so genannte „Vierzylinder“ wird von den Eigentümern als corporate identity erster Ordnung gesehen und entsprechend gepflegt (vgl. Abb. 2). Insgesamt aber, so meine Behauptung, bleibt die Nachkriegsarchitektur eine gefährdete Spezies. Nicht selten wird ihr ganz hurtig mit Abbruchinstrumenten begegnet. Der Bagger wird



**Abb. 1:** Braunschweig, Oker-Hochhaus 1957/1958; Architekt: Dieter Oesterlin, Instandsetzung 2010/2011; Foto: B. Vollmar.



**Abb. 2:** München, BMW- Verwaltung 1970-1972; Architekt: Karl Schwanzler, Instandsetzung Schweger und Partner 2006; Foto: B. Vollmar.

durch Wirtschaftlichkeitsberechnungen legitimiert, die wohl selten Gesamtbilanzen einbeziehen. Mit anderen Worten, z.B. ökologische Aspekte, etwa Ressourcenschonung durch Wiederverwendung eines Baubestandes, bleiben unberücksichtigt. Allein für zusätzliche Tiefgaragenschosse werden bisweilen beachtliche Klimmzüge veranstaltet.

Abbruch oder wie es gerne nobler formuliert wird, Rückbau, stellt den einen Weg dar. Der andere Weg ist die Renovierung. Renovierung bedeutet bekanntlich Erneuerung und kann vielerlei beinhalten. Bevor dies näher zu erläutern ist, sei zunächst auf einen Makel, welcher der Nachkriegsarchitektur angeblich anhaftet, hingewiesen. Eine Passage aus der Fachzeitschrift „Die Denkmalpflege“ mag dies anschaulich illustrieren: „Materialien, unüberlegte Konstruktionen und Pfusch [...], Bautechnische Mängel und immer wieder abgängige Materialien zwingen uns hier zur Bilddenkmalpflege, denn die Substanz befindet sich in den meisten Fällen in einem rettungslosen Zustand.“<sup>1</sup>

Sieht man einmal davon ab, dass die Bauschaffenden der 1960er und 1970er Jahre selbstverständlich nach bestem Wissen und Gewissen gehandelt haben, birgt eine solche Pauschalierung von vorne herein den Wunsch nach einer Erneuerung in sich. Was nämlich im Ruch steht, kaputt zu sein, muss ja nicht erhalten und repariert werden. Zumal, wenn ein mehr oder weniger ähnliches „Abbild“ in Betracht gezogen werden kann. Zum Thema „Renovierung“ gibt es drei grundsätzliche Spielarten:

1 G. Skalecki, Schleichender Substanzverlust an jüngeren Baudenkmalern in Bremen, in DD Heft 2/2009, S. 148.

1. Man hält am guten alten (materiellen) Substanz-Begriff fest und versucht die vorhandenen Konstruktionen und ursprünglichen Materialien zu reparieren und wo nötig zu verbessern.
2. Man erneuert, bisweilen auch gezwungenermaßen, den ursprünglichen Bestand und bemüht sich, die Intension, also das Feeling oder die Anmutung der Entstehungszeit mit neuen Konstruktionen und Materialien nachzuahmen, gleichsam abzubilden. Oder
3. Man bleibt unerschrocken, frei nach dem Motto „alt = schlecht, neu = gut“ und trachtet danach alles „besser“ zu machen, auch und vermeintlich die Gestaltung.

Hierzu sollen vier Fallbeispiele untersucht werden, die wiederum einige Fragestellungen aufwerfen. Die letztgenannte Spielart, die da heißt „alt = schlecht“ und „neu = gut“, soll dabei am Anfang stehen. Mitunter soll solches Vorgehen der Arroganz oder auch Ignoranz der Nachgeborenen geschuldet sein.

### 1. BEISPIEL: FRANKFURT AM MAIN: EHEMALIGE SCHWEIZER-NATIONAL-VERSICHERUNG

Frankfurt am Main ist bekannt für seine Hochhaus-Skyline. Eines der ersten Hochhäuser war das 1962 bis 1964 errichtete Gebäude der ehemaligen Schweizer-National-Versicherung. Planer waren Max Meid und Helmut Romeick, die zu den bedeutenden Architekten der 1950er und 1960er Jahre zu rechnen sind. Prägnant und unverwechselbar wirkt dieses Bauwerk durch die als Fassadenbestandteil vorgesetzten Tragebügel.

Bei der Instandsetzung 2005/2006, die als „wegweisende Sanierung“ gepriesen wird, reduzierte man das Achsmaß der Vorhangfassade um 25 cm, wandelte dadurch die ursprünglich quadratischen in hochrechteckige Fensterformate um, erweiterte die Fensterachsen von 8 auf 12 und gelangte kurzerhand, zu einem reformierten Erscheinungsbild, das „[...] die Fassade streckt und das Hochhaus schlanker und graziler werden lässt.“ Nicht genug, in einem Beitrag im Deutschen Ingenieurblatt ist zu lesen, dies sei „auch im denkmalpflegerischen Sinne“.<sup>2</sup>



**Abb. 3:** Frankfurt am Main, Hochhaus der ehemaligen Schweizer-National-Versicherung 1962-1964; Architekt: Max Meid und Helmut Romeick, Instandsetzung 2005/2006; Foto: B. Vollmar.

2 Vgl. K. Schott, Nur mit Feingefühl. Die Sanierung denkmalgeschützter Hochhausfassaden bedarf der besonderen technischen und optischen Obhut, in: Deutsches Ingenieur Blatt, Heft 4/2012, S. 18-24, hier S. 20 und *Vereinigung der Landesdenkmalpfleger Deutschland* (Hrsg.), *Zwischen Scheibe und Wabe*,

Dem soll hier widersprochen sein. Die unverhohlene Revision einer Planungsidee der 1960er Jahre einerseits und die Verbesserung des überlieferten Erscheinungsbildes birgt nach den (internationalen) Grundsätzen eben keinen „denkmalpflegerischen Sinn“ in sich. Auf die Frage: Wie kann oder soll man jenseits der Denkmalpflege mit der Baukultur der Nachkriegszeit umgehen, oder anders gefragt, soll man sie der Beliebigkeit preisgeben, kann aus denkmalfachlicher Sicht eigentlich nur die Antwort stehen: so nicht.

Die zweite mögliche Vorgehensweise, tauscht wie in Frankfurt den angetroffenen Bestand aus, bemüht sich jedoch mit neuen Konstruktionen und Materialien das Feeling oder die Anmutung der Entstehungszeit nachzuahmen. Vor diesem Problem steht man zwangsläufig dann, wenn bauzeitliche Materialien – im weitesten Sinn – „verbraucht“ sind.

Im weitesten Sinn, das gilt auch für das aktuelle Thema der so genannten energetischen Verbesserung und das entsprechende gern zur Anwendung gebrachte Allheilmittel, sprich das Wärmedämmverbundsystem.

## 2. BEISPIEL: NÜRNBERG, NEUES GYMNASIUM

Das Neue Gymnasium in Nürnberg wurde 1957-1961 von Friedrich Seegy, einem vorwiegend in Nordbayern tätigen, renommierten Architekten erbaut. Der Sichtziegelbau war in erster Linie energetisch nicht mehr tauglich und wurde vor kurzem, wie es so schön heißt, „ertüchtigt“. Gleich einem Patentrezept wurde eine Außen-dämmung gewählt. Über Alternativen zur Wahrung eines authentischen Erscheinungsbildes ist wenig nachgedacht worden. Im Fokus standen die für eine Förderung anzusetzenden Dämmwerte. Die staatlich subventionierte energetische Aufrüstung in Form einer Plastifizierung der Fassaden führte zu einer erheblichen Reduzierung der Denkmaleigenschaft.

Eine ökologische Gesamtbilanz, welche die Herstellung der Kunststoff-Keramik-Riemchen, PVC-Folien, Dämmschichtpolystyrole, synthetischen Kleber oder Alu-Schienen berücksichtigt, wurde nicht angestellt, geschweige denn die Dauerhaftigkeit dieser Materialien ins Kal-



**Abb. 4:** Nürnberg, Neues Gymnasium 1957-1961; Architekt: Friedrich Seegy; Foto: BLfD/Knippling.

Verwaltungsbauten der Sechzigerjahre als Denkmäler, Wiesbaden 2012, S. 88-89.

kül gezogen, also die berühmte Nachhaltigkeit und die künftige Entsorgung. Bei diesem Aufeinanderprallen von Baukultur kontra Klimaschutz ergibt sich die Frage: Ist der Schutz der gebauten Umwelt gleichrangig mit dem Klimaschutz? Die Antwort sollte lauten: Klima- und Denkmalschutz sind gleichberechtigte Anliegen und dürfen nicht gegeneinander ausgespielt werden.

Soweit dieses Beispiel, das ein eher grobmotorisches Handeln zu Tage treten lässt. Wie schwierig sich feinmotorisches Handeln gestaltet, sei an einem weiteren Fallbeispiel erläutert.

### 3. BEISPIEL: ULM, EINSTEIN-HAUS

Das so genannte „Einstein-Haus“ in Ulm wurde 1967/1968 als programmatisches Volkshochschulgebäude errichtet und auch heute noch so genutzt. Vor wenigen Jahren wurde eine Generalinstandsetzung durchgeführt und in der Folge der Bau als Kulturdenkmal ausgewiesen.

Das Feeling und die Anmutung der späten 1960er Jahre werden zunächst im Inneren deutlich. Prägende Wiedererkennungswerte und Datierungshilfen sind die zeittypischen Schalenstühle, die Stehlampen oder die raumbestimmende Farbkombination in orange-weiß und natürlich das Sichtbeton-Treppenhaus.

Charakteristisch für die Entstehungszeit ist auch das äußere Erscheinungsbild.

Konstituierend sind die Detaileigenheiten der Fassadenelemente aus Faserzementplatten. Die einzelnen Module sind mit Abstandshaltern auf die tragende Konstruktion montiert. Es gibt eine offene, durch die Materialeigenschaft des Asbestzementes scharfkantige (Schatten-)Fuge. Die Hinterlüftung erfordert eine obere Abdeckung, daraus resultiert zwangsläufig eine Attika-Verblechung, die als dunkel abgesetzte Horizontale zu den mattweiß gefärbten Fassaden-Elementen eine wichtige gestalterische Komponente der Fassaden beansprucht.

Wie sehr der sprichwörtliche Teufel in diesen Details steckt, veranschaulicht eine aktuelle Begegnung mit dem am Ulmer Kornhausplatz städtebaulich dominierenden Einstein-Haus: Nach der Instandsetzung zeigen die Fassaden nämlich Metall-Elemente mit jetzt abgerundeten Kanten anstelle der ursprünglichen scharfkantigen Asbestzementplatten. Aus den vormaligen Schattenfugen wurden Nutungen. Auf die ehemals



Abb. 5: Ulm, Einstein-Haus 1967/1968, Architekt: Eychmüller-Sykora-Krauss; Zustand 1992; Foto: Landesdenkmalamt Baden-Württemberg.

dominierende Horizontale der Attika-Abdeckung konnte nun verzichtet werden, die offensichtlich notwendige Brüstungsabdeckung ist zur Vermeidung einer Horizontalakzentuierung eingetönt. Die ursprüngliche Anmutung der späten 1960er Jahre ist mit der Fassade schlichtweg ausgetauscht worden und vermittelt jetzt eher eine Entstehungszeit der 1990er Jahre. Als Vergleich sei Richard Meiers Siemens-Forum in München, fertiggestellt 1999, angeführt.

Wenn denn ein Austausch der Fassade unabdingbar war, hätte sich, zugunsten der entstehungszeitlichen Anmutung, (auch) die Verwendung eines schadstofffreien Asbestzement-Ersatzmaterials angeboten. Und vielleicht sollten Architekten und Denkmalpfleger Mies van der Rohe folgen, der wie man weiß, im Detail nicht den Teufel suchte, sondern Gott fand.

Mit „ja“ ist also die Frage zu beantworten, ob die Denkmalpflege einen Beitrag zum Erhalt der Baukultur der Nachkriegszeit leisten kann.

#### 4. BEISPIEL: WIEN, HOFFMANN-LA ROCHE-HAUS

Das ehemalige Hoffmann-La Roche-Haus in Wien wurde 1967 fertiggestellt. Architekt war Georg Lippert. 2011 erfolgte die Umnutzung zu einem Hotel. Der vormalige Verwaltungsbau weist die erste erhaltene Curtain Wall in Österreich auf. Wie eingangs schon angemerkt, werden solche Vorhang-Fassaden regelmäßig ausgetauscht. Begründung: konstruktiv, energetisch, brandschutztechnisch etc. mangelhaft.

Bei diesem Bau aber ist es tatsächlich gelungen, am guten alten (materiellen) Substanz-Begriff festzuhalten und die vorhandenen Konstruktionen und ursprünglichen Materialien zu reparieren und wo nötig zu verbessern. Gewährleistet war dies durch die Umkehrung gängiger Ausgangspositionen.

Anstatt der üblichen Frage, welche Maßnahmen zu ergreifen sind, um eine vorbestimmte Nutzung zu ermöglichen, konnte hier ausgelotet werden, welche Nutzung für den Erhalt des überlieferten Baubestandes geeignet ist. Es erübrigt sich, dass dafür günstige Konstellationen, eine gemeinsame Zielrichtung des Bauherrn, der Planer und der Genehmigungsbehörden sowie letztlich auch bezüglich des Überlieferungszustandes gegeben sein müssen.



**Abb. 6:** Wien, ehemaliges Hoffmann-La Roche-Haus 1965-1967, jetzt Hotel, Architekt: Georg Lippert; Umnutzung 2011; Foto: B. Vollmar.

## 5. FAZIT

Mit dem Wiener Beispiel löst sich fast die Antwort für die letzte Frage: Gibt es intelligente Lösungen zum Erhalt der nachkriegszeitlichen Baukultur? Auch diese Frage ist positiv zu beantworten, und es sind gerade die Methoden der Denkmalpflege geeignet, dazu beizutragen.<sup>3</sup>

Zum Schluss bleibt zusammenfassend anzumerken: Das größte Gefährdungspotential für die Nachkriegsarchitektur stellt wohl noch immer die unzureichende Akzeptanz dar. Um dem entgegen zu wirken sind die Vermittlungsarbeit zu intensivieren und die unterschiedlichen Interessengruppen zu vernetzen. Dabei sollte der „denkmalwerte“ Baubestand in den ganzheitlichen Kontext der Baukultur gestellt werden. Die eigentlichen Herausforderungen der Nachkriegsarchitektur sind die andersartigen, zum Teil schon nicht mehr geläufigen Konstruktionen und Materialien. Diese zu erkennen und zu kennen ist die Grundvoraussetzung für reparaturorientierte, ökonomisch und ökologisch sinnvolle Problemlösungen.

3 Vgl. dazu *W.J.M. Bunsmann*, Denkmalpflege – Eine Bauschule der Nation, in: Deutsches Architektenblatt 5/1984, S. 603-604.

## AUTORINNEN/AUTOREN

### *Dr. Arnold Bartetzky*

Kunsthistoriker und Architekturkritiker; seit 2011 Fachkoordinator für Kunstgeschichte am Geisteswissenschaftlichen Zentrum Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas in Leipzig; Lehraufträge an den Universitäten Leipzig, Jena und Paderborn; publizistische Tätigkeit, u.a. für die Frankfurter Allgemeine Zeitung

### *Dr.-Ing. Robert Kaltenbrunner*

Architekt und Stadtplaner. 1992-1999 Projektleiter für städtebauliche Großvorhaben in der Senatsverwaltung für Bauen, Wohnen und Verkehr (Berlin). Seit 2000 Leiter der Abteilung „Bauen, Wohnen, Architektur“ des Bundesamtes für Bauwesen und Raumordnung in Bonn und Berlin; Mitglied des wiss. Kuratoriums von Forum Stadt e.V.

### *Prof. Dr. Michael Mönninger*

Studium der Germanistik, Philosophie, Soziologie und Kunstgeschichte in Frankfurt a.M. 1986-2007 Redakteur, Architekturkritiker und Korrespondent bei der Frankfurter Allgemeine Zeitung, SPIEGEL, Berliner Zeitung, Die Welt und Die Zeit. Professor für Geschichte und Theorie der Bau- und Raumkunst an der Hochschule für Bildende Künste in Braunschweig.

### *Matthias Ripp*

Studium der historischen Geographie, Urbanistik und Denkmalpflege in Bamberg. Seit 2007 Welt-erbekoordinator der Welterbestätte „Altstadt Regensburg mit Stadthof“. Vorsitzender der Arbeitsgemeinschaft UNESCO-Welterbe Altstädte beim Deutschen Städtetag und gewähltes Mitglied der deutschen UNESCO-Kommission. Hauptaufgaben sind die Vernetzung mit lokalen, nationalen

und internationalen Institutionen, die Koordination und Entwicklung von nachhaltigen Managementstrategien für das Welterbe Regensburg sowie das innerstädtische Monitoring.

### *Prof. Dr.-Ing. Jürg Sulzer*

Architektur- und Städtebaustudium an der Hochschule der Künste in Berlin und an der TU Berlin; später Senator für Bau- und Wohnungswesen in Berlin und Projektleiter in der Arbeitsgruppe Stadtplanung Berlin. Ab 1983 Leiter Stadtplanung in der Bundesstadt Bern und seit 2004 ist er Professor für Stadtumbau und Stadtforschung an der TU Dresden. Leiter des Görlitz Kompetenzzentrums Revitalisierender Städtebau.

### *Prof. Dr. Gerhard Vinken*

Studium der Kunstgeschichte, Geschichte und Philosophie an der Albert-Ludwig-Universität in Freiburg i.Br., der Pariser Sorbonne und der FU Berlin; 1990-1992 Promotionsstipendium des Berliner Senats; 1996-2000 Bearbeitung des Bandes „Brandenburg“ des Dehio-Handbuchs der Deutschen Kunstdenkmäler am Brandenburgischen Landesamt für Denkmalpflege. 2008 Habilitation an der Universität Bern (Schweiz) über „Sonderzone Heimat. Altstadt im modernen Städtebau“. Seit 2012 Lehrstuhl für Denkmalpflege/Heritage Sciences an der Otto-Friedrich Universität Bamberg.

### *Dr. Bernd Vollmar*

Studium der Architektur an der FH Nürnberg, danach Kunstgeschichte an der Universität Erlangen. Nach Denkmaltätigkeit in der Stadt Nürnberg und Promotion Wechsel zum Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege und dort schließlich Leiter der Abteilung Bau- und Kunstdenkmalpflege.

## BESPRECHUNGEN

WINFRIED SPEITKAMP (Hrsg.), *Europäisches Kulturerbe – Bilder, Traditionen, Konfigurationen*, Stuttgart: Konrad Theiss Verlag 2013 (= *Arbeitshefte des Landesamtes für Denkmalpflege Hessen*, Bd. 23), zahlr. Abb., 183 S., 19,80 €.

WILFRIED WANG (Hrsg.), *Kultur:Stadt*, Zürich: Lars Müllers Publishers 2013 (= *Katalog zur gleichnamigen Ausstellung in der Berliner Akademie der Künste vom 15.03.-26.05.2013*), 426 Abb., 232 S., 40,- €

Architektur sei, so hat es der Kulturphilosoph Hartmut Böhme einmal festgehalten, eine der stabilsten Kulturtechniken, in denen sich menschliche Intentionen verkörpern. Sie ermögliche und codiere die sozialen Choreographien des Handelns. Sie bilde jenen Umgebungsraum, durch den eine ebenso abstrakte wie bedrohliche Umwelt zur menschlichen Mitwelt wird. Und sie sei die vielleicht stärkste Formel, in der sich der Gestaltungswille der Gegenwart sedimentiert, und zugleich einer der mächtigsten Faktoren, durch welche die Vergangenheit die Gegenwart festlegt.

Welche Kulturtechnik aber kommt zum Ausdruck, wenn zeichenhafte Architektur und *iconic buildings* – dem Bilbao-Effekt von Frank O. Gehrys Guggenheim-Museum sei's gedankt – auf dem ungebremsten Vormarsch sind? Denn mit seiner medien- und marktgerechten Architekturplastik hat Gehry jenen Impuls ausgelöst, der sich seitdem in einer Art Dominoeffekt um die ganze Welt fortsetzt. Erst schwappte er von Metropole zu Metropole, um sich dann in immer feineren Verästelungen auch in kleineren Städten zu verlieren, bis nach Graz oder Malmö, und schließlich bis nach Herford.

Dass – und wie – heute die Metropolen, aber auch viele Mittelstädte, über (kulturelle) Großpro-

jekte miteinander konkurrieren, thematisiert ein instruktiver Sammelband, den der Architekturtheoretiker Wilfried Wang herausgegeben hat. Er dient zugleich als Katalog zu einer aktuellen Ausstellung in der Berliner Akademie der Künste. Ausgehend von der Beobachtung, dass Kunst und Kultur in vielfacher Weise zu entscheidenden Motoren innovativer und erfolgreicher Stadtgestaltung und -planung geworden sind, durchleuchten die Autoren (u.a. Richard Sennett, Ingo Schulze, Matthias Sauerbruch, Ricky Burdett, Michael Mönninger) kritisch das Verhältnis zwischen Architektur und sozialer Wirklichkeit im 21. Jahrhundert. Sie zeigen wie Kunst und Kultur Stadt und Architektur prägen. Neben Bilbao gelten Barcelona und Glasgow als Vorbild für viele einst prosperierende Industriestädte, die seit Jahrzehnten gegen die Folgen des ökonomischen Niedergangs kämpfen. Immer mehr Kommunen setzen im Wettbewerb um Investitionen, um Arbeitsplätze, höhere Steuereinnahmen, Touristen und nicht zuletzt um öffentliche Subventionen auf Kultur und Spektakel als Impulsgeber für wirtschaftliches Wachstum und Pluspunkte im internationalen Städte-Ranking.

Die Auswahl der internationalen Beispiele – von spektakulären Architektur- und Kunstprojekten über die kreative Umnutzung leerstehender Bauten und Stadtareale bis hin zu Bürgerinitiativen – eröffnet ein Panorama gebauter Konkretisierung von Kultur und erlaubt damit nicht nur eine Bestandsaufnahme, sondern gleichermaßen eine Bewertung und Einschätzung des jeweiligen Einzelfalls. Gelingt die soziale, kulturelle und architektonische Verankerung in der Stadt und führt diese zu neuen Formen von kultureller Produktion? Oder stellt das Bauprojekt nur ein marketingstarkes Wahrzeichen dar, eine weitere Insel in einem von zunehmender Fragmentierung gekennzeichneten öffentlichen Stadtraum? Zusammen genommen sind die Antworten abwägend: Manche der Kultursolitäre werden augenscheinlich bis heute nicht recht an-

genommen, andere sind im Sinne einer quartier- oder stadtbelebenden Wirkung durchaus als Erfolg zu werten.

Fast immer sollen diese Raumzeichen bildhaft die eigene wirtschaftliche Dynamik und die Bereitschaft zum Strukturwandel – auch im internationalen Rahmen – signalisieren. Nicht selten kollidieren die ambitionierten Pläne dabei mit den gesellschaftspolitischen Realitäten und faktischen Realisierungsbedingungen vor Ort. Planungsfehler, Intransparenz und immer höhere Kosten belasten nicht nur die Budgets, sondern gefährden auch den politischen Grundkonsens und die Legitimation von Kulturpolitik im Gemeinwesen. Doch mehr als um die einzelnen Projekte ist es den Autoren um die Diskussion des Kulturbegriffs zu tun. Deren Rolle als ‚gentrifier‘ deuten sie zwar lediglich an, aber die Bedeutung der sogenannten Kreativwirtschaft nehmen sie recht ausführlich auf's Korn. Und so stellen sich nach der Lektüre gelinde Zweifel ein, ob solche Leuchtturm-Projekte als Arkanum zuvor vernachlässigter Kulturentwicklung dienen können.

Freilich besitzen die Ikonen der Architektur eine ganz neue Dimension: Ein Milliarden-Markt mit Imagefaktor. Kein Wunder also, wenn durch die neuen Architekturbilder weder Heimat noch Vertrautheit geschaffen werden. Doch wenn der Bezug zum Ort nicht mehr eingefordert, der Rückbezug zur gewachsenen Stadtstruktur in ihrer Einzigartigkeit ebenso wie in ihrer Widersprüchlichkeit zur Nebensache wird, dann verweigert sich die Architektur der Kommunikation mit ihrer Umwelt, und sie bildet lediglich eine eigene, den Bezug zur Geschichte des Ortes negierende Matrix. Womit man, nolens volens, beim Kulturerbe angelangt ist.

Allerdings gibt es auch in diesem Bereich viel Neues: Beispielsweise haben sich die Definition und die Auslegung von Kulturerbe in den letzten Jahren grundlegend geändert. Selbst die französische Küche und der Tango sind ernstzunehmende Mitbewerber um den Welterbe-Titel geworden, der ehemals vor allem mit Burgen, Tempeln und historischen Stadtvierteln in Verbindung stand. Gibt es aber auch ein gemeinsames europäisches Kulturerbe? Der vorliegende Band, der auf eine Tagung an

der Universität Kassel 2010 zurückgeht, will verschiedene Faktoren untersuchen, die ein – in der Tat keineswegs evident – europäisches Kulturerbe konfigurieren. Drei Aspekte stehen dabei im Mittelpunkt: Zum ersten die zwischen Materialität und Immaterialität changierende Konsistenz dieses Erbes, zum zweiten seine Konstruktion im Spannungsfeld von Zusammenhalt und Abgrenzung einer pluralen Gesellschaft und zum dritten seine Repräsentationen und medialen Übertragungen.

Jahrhundertlang definierte das gebaute Kulturerbe ein Stück Heimat, eine Identität, die von Generation zu Generation nur einem allmählichen Veränderungsprozess unterworfen war. Seit der industriellen Revolution ist dieser Prozess durch das Wachstum der Metropolen und die Verstädterung der Landschaft beschleunigt worden und aus den Fugen geraten. Das Vertraute zumindest partiell zu bewahren, es über den nächsten Tag zu retten, wird zu einer dringlichen Angelegenheit. Doch welche Vorstellungen liegen der europäischen Identität zugrunde? Wie wird eine Gemeinschaft von verschiedenen Nationalitäten konstruiert, vergegenwärtigt und in Bildern fixiert? Wie gelingt der Prozess der Verständigung und Aushandlung darüber, was als gemeinsames Erbe gelten soll, und was nicht? Gibt es das Gemeinsame bei der ‚Tradierung‘? Kollidiert die Idee eines europäischen Erbes mit regionalen und nationalen Traditionen, und in welchem Bezug steht sie zum Konzept eines Weltkulturerbes? Fachleute aus Denkmalpflege, Kunstgeschichte und Geschichtswissenschaft (u.a. Ingrid Scheurmann, Gerd Weiß, Gabi Dolff-Bonekämper, Hans-Rudolf Meier) spüren diesen Fragen nach; sie beschäftigen sich mit Ursprüngen, Wandel und Vielfalt der Konstruktionen und Bilder eines europäischen Kulturerbes. Denkmaltheoretische Diskurse spielen darin ebenso eine Rolle wie gegenwärtige politische und gesellschaftliche Debatten über die Bedeutung eines transnationalen europäischen Erbes im Rahmen der europäischen Integration und der Osterweiterung der EU. Denkmale und Erinnerungsorte werden dabei verstärkt durch Bilder definiert und verbreitet, wodurch der visuellen Übermittlung von Kulturerbe eine zentrale Bedeutung zukommt.

Fazit: Sowohl in den spektakulären Signalbauten als auch im materiellen Kulturerbe kommt das

gewachsene Verlangen nach dem Realen und dem Bleibenden zum Ausdruck: Sie übersetzen die digitale, entsinnlichte Mikro- in eine reale, körperlich erfahrbare Makrowelt. Und bei aller Unterschiedlichkeit eint beide Sammelbände, dass sie (1.) der Kategorie des Raumes ihre elementare Bedeutung zurückgeben wollen, dass sie (2.) Architektur und materielles (vor allem: gebautes) Erbe mit Kultur als gesellschaftlichem Leitsystem argumentativ verweben, und dass sie – wenngleich eingeschränkt – (3.) die Stadt in den Fokus rücken, in der sich das soziale Leben seit den ersten Hochkulturen, das Leben der Moderne aber sehr radikal konzentriert. Indem sie implizit davon ausgehen, dass Kulturen nur als stabilisierte Raumordnungen denkbar sind, loten sie auf eigenwillige Art und Weise die Möglichkeit aus, Gedächtnis und Tradition auszubilden und Sorge für die Zukunft zu tragen.

*Robert Kaltenbrunner, Berlin*

**CLEMENS ZIMMERMANN (Hrsg.), *Stadt und Medien. Vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Köln/Weimar/Wien: Böhlau Verlag 2012, 294 S., 37,90 €.***

Der vorliegende Band ist aus einer Tagung des Instituts für vergleichende Städtegeschichte entstanden, die im April 2011 stattgefunden hat. Wie der Herausgeber Clemens Zimmermann in seinem Vorwort schreibt, versammelte die Tagung ein breites interdisziplinäres Spektrum von Städteforschern, die einen bisher unterbelichteten Aspekt, die Verflechtungen von Stadt und Medien in einer langen historischen Perspektive untersuchten. Nicht zuletzt lag dem die Absicht zugrunde, dem aktuellen hegemonialen Diskurs in den Medien- und Kommunikationswissenschaften etwas entgegenzuwirken. Dieser, so der Konsens der Autoren des Bandes, betone generell die Translokali-tät und die globalen Vernetzungen digitaler Medien. Nun ist der Diskurs über die Aufhebung von Grenzen durch Medien nicht etwa neu, sondern begleitete das Entstehen neuer Medien von den

Anfängen an, allerdings ist er zweifellos durch die digitalen Medien immens verstärkt worden. Der vorliegende Band beabsichtigt, Medien zu „verorten“, hier in Städten, wobei alle Studien von einem historisch-relationalen Raumbegriff, aber zugleich von dem physischen, abgrenzbaren Raum einer bestimmten Stadt ausgehen.

Clemens Zimmermann umreißt in seiner Einleitung die Forschungslücke und skizziert gewissermaßen ein Forschungsprogramm „Stadt und Medien“. Hierzu benennt er sechs Ebenen, die die Komplexität des Gegenstandes zeigen, von denen der vorliegende Band lediglich zwei privilegieren: die Stadt als Medienstandort und die Repräsentation der Stadt in den Medien. Die historische Perspektive, so Zimmermann, stelle eine Störung in der gegenwartsbezogenen Forschung dar, da sie gegen eine lineare Vorstellung – immer größere Entgrenzung, größere Dynamisierung etc. – argumentiere. Stattdessen zeige der Band u.a. dass trotz einer ständigen Vergrößerung der Kommunikationsräume, Menschen wie Medien lokal kommunizierten, dass Städte auch vor der Existenz elektronischer Medien nicht abgeschottet waren, und dass die Stadtbewohner mit Hilfe medial produzierter Bilder und Bedeutungen „ihre“ Stadt symbolisch belegten. Die Medialisierung – so Zimmermann, sei nicht nur zu historisieren, sondern auch zu lokalisieren.

Der Band sortiert die Beiträge in der chronologischen Abfolge – er beginnt mit dem Beitrag über „City Branding im Mittelalter?“ von Carla Meyer und endet mit der „Stadt im Zeitalter der vernetzten Kommunikation“ von Martin Schreiber. Von den elf Autoren sind sieben Historiker, Nicole Huber ist Architektin und Ingenieurin, Rolf Sachsse lehrt Designgeschichte, Anne Schober ist Kulturwissenschaftlerin und Historikerin und Martin Schreiber ist Informatiker und Kulturwissenschaftler. Somit ist zum einen der Band weit gespannt, zum anderen aber zeigt die Zusammensetzung auch wiederum, wie schwierig offenbar die Umsetzung von Transdisziplinarität ist. Auffällig ist z.B., dass Kommunikationswissenschaftler völlig fehlen.

Carla Meyer untersucht bisherige Ergebnisse aus der mediävistischen Forschung, die sich mit

der kollektiven Selbstvergewisserung der Stadtgemeinden und ihrer Eliten seit dem Spätmittelalter beschäftigen. Dabei betont sie die Problematik der Rückprojektion aktueller Fragestellungen und Phänomene auf die Vergangenheit. Als weiteres Problem benennt sie den Medienbegriff: Für die Zeit vor Gutenberg müsse eine Ausweitung gestattet sein – es gehe um Kulturtechniken und die Gleichzeitigkeit, dem Nebeneinander von Medien. Das bedeutet, dass die Mediävistik sehr viel stärker nicht nur nach Medieninhalten, sondern nach der Gebrauchsgeschichte frage. Im Folgenden unterscheidet sie die klassischen Schriftmedien, die Bildmedien, die Sachobjekte, wie Fahnen, Münzen etc., und schließlich die Menschmedien. Allerdings, so Meyer, habe die Forschung sich bisher auf Einzelmedien beschränkt, nur wenige Autoren hätten sich mit den Interferenzen beschäftigt. Am Schluss zeigt Meyer am Beispiel Nürnbergs, wie der Rat eine Lobschrift der Stadt, verfasst 1495 durch den Humanisten Conrad Celtis, mehr oder minder abschmetterte. Meyer betont, dass die Ratsherren sich als exklusive Führungsschicht begriffen und nicht an einer Identitätspolitik für alle Gruppen interessiert waren: „[...] dass Arkanpolitik in der ständischen Gesellschaft als selbstverständlich wie legitim galt“ (S. 48).

Ute Schneider beschäftigt sich anhand von Antwerpen und Frankfurt a.M. mit Medienstädten in der Frühen Neuzeit. Sie zeigt, dass für die Herausbildung als Medienstadt sowohl die internationalen Handelsbeziehungen als auch der jeweilige Standort der Universitäten höchst bedeutsam war. Die Gewerbe der Drucker etwa waren international vernetzt, aber auch örtlich eingebunden sowohl in die städtischen Bildungseliten als auch in die Kaufmannschaft.

Jörg Requate betont die „Scharnierfunktion“ des langen 19. Jahrhunderts für den Wandel der Städte wie der Kommunikationsbedingungen. Besonders spannend ist der Abschnitt über die Modi der urbanen Kommunikation: Requate betont ebenso wie Carla Meyer die Notwendigkeit, nicht ein einzelnes Medium in den Blick zu nehmen, also die Zeitung, sondern die Medienensembles zu untersuchen, zu denen auch die Kneipen und andere Modi interpersonaler Kommunika-

tion, etwa des Gerichts zählen, und zeigt deren Vernetzungen mit den Zeitungen.

In ihrem Beitrag über „Radio und Stadt in der Zwischenkriegszeit“ zeigt Adelheid von Saldern, wie Lokalität und Raumentgrenzung keineswegs einen Gegensatz darstellen, sondern miteinander zu verzahnen sind. Dabei bezieht sie sich nicht auf den Raum einer konkreten Stadt, sondern vor allem auf die Programmformate, die auf ein städtisches Publikum ausgerichtet waren. Allerdings gab es bereits in Weimar Gegenbewegungen zur Repräsentation moderner Großstadtkultur im Radio, die von den Nationalsozialisten eher verstärkt wurden. Die NS-Volksgemeinschaft wiederum war auch als Kommunikationsgemeinschaft inkludierend und exkludierend (S. 127) und sie wurde mit ihren Entgrenzungen und Begrenzungen im Radio kommunikativ verhandelt.

Einen völlig anderen Blick und ein anderes Medium untersucht Rudolf Sachsse in seinem Beitrag „Geschichtslose Bilder vom Alten und Neuen Bauen“. Er beschäftigt sich mit Fotografien städtischer Architektur am Beispiel von Baumographien, der Bildpostkarte und dem Luftbild. Sachsse diskutiert das Paradoxon, dass die Architektur fotografie zwar die Referenz auf das Reale reklamiert, dieser Bezug jedoch von Beginn an durch die Fotografen selber gebrochen wird, und oftmals durch politische Zumutungen völlig verwässert wird. So wurden in eine Bildpostkarte, auf der die Stuttgarter Weißenhofsiedlung, eine Ikone des Neuen Bauens, abgebildet wurde, einige Figurengruppen aus einer Bildreportage über ein Araberdorf hineinmontiert: Die Legende, dass das Neue Bauen arabischen Ursprungs sei, wie sie von konservativen Kreisen bis hin zu Goebbels kolportiert wurde, sollte dadurch ihre suggestive Entsprechung finden.

Nicole Huber untersucht am Beispiel der Internationalen Bauausstellungen von Stuttgart 1927 und Berlin 1957 wie Planungskultur und Typologien von Stadtentwicklung medial vor allem international bzw. supranational propagiert wurden. Hierzu hat sie insbesondere Bildbände untersucht. Indem sie auch auf die Ausstellung „Schaffendes Volk“ in Düsseldorf 1937 eingeht, kann sie zeigen, wie sehr die biopsychologischen Vorstellungen,

die u.a. von Mies van der Rohe aufgegriffen wurden, anschlussfähig waren für nationalsozialistische Stadtplanung. Besonders interessant im Kontext der Programmatik des Bandes aber sind die Überlegungen von Huber zu Erkenntnissen der Wahrnehmungspsychologie, die im Umkreis des Bauhaus' große Bedeutung hatten und an die in den 1950er Jahren wieder angeknüpft wurde. Die Analogien von Auge und Apparat ermöglichten die Vorstellung, dass der Mensch selber zum Medium wird. Damit wird nicht nur visuelle Wahrnehmung als soziale Praxis definiert, sondern es werden die Veränderungen in den Medienensembles als Figurationen von verschiedenen Vorstellungen von Stadt – technokratisch, partizipatorisch, dystopisch und utopisch – begreifbar.

Der Beitrag von Katrin Minner „Lost in Transformation“ beschäftigt sich mit Stadtwerbefilmen der 1950er bis 1970er Jahre vorwiegend am Beispiel Dortmunds und der westfälischen Nachbarstädte. Nicht überraschend ist, dass die Auftraggeber den tiefgreifenden Wandel, den Wiederaufbau der zerstörten Städte und den ökonomischen Strukturwandel zwar benennen, jedoch eher auf Überwindung und positive Effekte für die Stadtentwicklung setzten.

Anna Schobers Überlegungen zu „Stadt im Film. Film als Stadt“ kann als leidenschaftliches Plädoyer für das Kino und den Film gelesen werden. In ihrem kulturwissenschaftlichen Streifzug durch Filme, die Stadt abbilden, verweist sie darauf, dass Kino selbst unter den gewandelten Voraussetzungen der Digitalisierung immer noch ein politischer Ort ist, in dem die Begegnung mit dem „Anderen“ stattfindet.

Ausgehend von dem Befund, dass die massenmedialen Strukturen einer Stadt, die kommunikativen Netze, die konkurrierenden Medien und ihre Akteure, die medialen Repräsentationen und die Figurationen von Öffentlichkeit bisher kaum untersucht wurden, fragt Axel Schildt, ob tatsächlich, die Veränderungen mit der Verbreitung digitaler Medien so stark sind wie diese häufig gerade von Forschern evoziert werden. Am Beispiel Hamburgs zeigt er, in welchen Bereichen sich der Wandel seit 1945 vollzogen hat und betont ferner die Bedeutung des Lokalen für denselben.

Martin Schreiber beschäftigt sich eben mit den Auswirkungen der digitalen Informationstechnologien auf die Stadt. Auf keinen Fall könne man von einer Aufhebung des physischen Raumes durch die digitalen Medien sprechen und nennt hierfür im Wesentlichen drei Gründe: die ungleichen Zugangsmöglichkeiten (digital divide), die Großstadt als bevorzugte Standortwahl der New Economy-Unternehmen, die Bedeutung lokaler Kommunikationsnetze wie der face-to-face Kommunikation.

Der Band spiegelt im Großen und Ganzen den unzureichenden Forschungsstand. Ein Dilemma ist offensichtlich: Nahezu alle Autoren gehen von der Überlegung aus, dass es notwendig sei, die medialen Strukturen einer Stadt insgesamt zu erfassen. Genau dieses ist aber aufgrund der Forschungslücken bisher nicht zu leisten. Insofern schlägt dieser Band einige, allerdings sehr wichtige Schneisen in das komplexe Themenfeld „Stadt und Medien“. Ein weiteres Problem ist aus meiner Sicht die „lange Perspektive“. Mit Ausnahme des Beitrags über das Mittelalter liegen allen Aufsätzen technisch-basierte Medien zugrunde, allerdings in unterschiedlichen Materialitäten. Dieses konzeptionell zusammen zu denken, ist bereits eine hohe Herausforderung: Legen wir den für das Mittelalter notwendig anderen Medienbegriff zugrunde, ist zu fragen, ob dies nicht insgesamt für die medialen Ensembles zu tun sei, schließlich verschwinden weder die Objektmedien, noch die Menschmedien, noch andere Ausdrucksformen. Eine weitere Schwierigkeit ist, dass in vielen Beiträgen die Stadt lediglich als Raum begriffen wird. Soziale Praktiken und unterschiedliche Zugangsmöglichkeiten zu Teilöffentlichkeiten spielen kaum eine Rolle, so dass die Stadt selber allenfalls in unscharfen Grauschattierungen sichtbar wird.

Bedauerlich ist in meinen Augen auch, dass die Autoren – obgleich sie sich explizit oder implizit kritisch mit Forschungen zur Gegenwart der digitalen Medienensembles auseinandersetzen, sie sich nicht auf einige dieser Forschungen, etwa zur Bedeutung und Nutzung der digitalen Kommunikationsnetze durch Migrant\*innen, die sowohl transnational wie lokal geprägt sind etc., beziehen.

Diese Anmerkungen sollen lediglich betonen, welch wichtiges Forschungsfeld durch diesen Band umrissen wird. Die Vielfalt der hier versammelten Perspektiven ist anregend und eindrucksvoll zugleich.

*Inge Marszolek, Saarbrücken*

**KLAUS BRAKE/GÜNTER HERFERT (Hrsg.),** *Reurbanisierung: Materialität und Diskurs in Deutschland. Wiesbaden: Springer VS 2012, zahlr. Abb., 422 S., 59,95 €.*

Kaum ein Thema hat die Debatten um Stadtentwicklung und Städtebau in den letzten Jahren so beschäftigt wie der – nach Jahrzehnten kaum gebremster Suburbanisierung – für die meisten so unerwartete Trendwechsel hin zur viel zitierten „Renaissance der Stadt“ bzw. „Reurbanisierung“. Doch während Wohnungswirtschaft, Immobilienentwickler und Planungspraktiker im Allgemeinen rasch auf den neuen Trend einschwenkten, blieb die wissenschaftliche Diskussion hierüber vor allem hinsichtlich seiner Ursachen, raumstrukturellen Ausformungen und vermuteten Dauerhaftigkeit höchst skeptisch und kontrovers. Zu groß war die Sorge, dass hier im Rahmen eines „wishfull thinking“ (Kaltenbrunner) aus einigen, zum Teil noch widersprüchlichen und möglicherweise instabilen empirischen Belegen vorschnell und in überzogener Weise ein dauerhafter Trendwechsel konstruiert werde.

Mit dem durch die Raumwissenschaftler Klaus Brake und Günter Herfert 2012 herausgegebenen Sammelband „Reurbanisierung“ liegt nun ein gewichtiges Werk vor, das unter Einbezug eines Gutteils der an der Debatte beteiligten Wissenschaftler aus der Stadtplanung, Geographie und den Raumwissenschaften (insgesamt 26 an der Zahl) den Diskussionsstand zusammenfasst und zukünftige Perspektiven erörtert.

Ein wichtiges Anliegen des Bandes und der Herausgeber ist zunächst einmal, bezogen auf die „verwirrende Vielfalt“ der Begriffe und Konzep-

te auf diesem Feld (Renaissance, Regenerierung, Revitalisierung, Reurbanisierung...) auch zur Begriffsklärung beizutragen, ein Anliegen, dem vornehmlich im 1. Abschnitt („Zugänge“) nachgegangen wird. Darüber, dass es im Kern um die „neuerliche Inwertsetzung“ und den Bedeutungszuwachs „innerer Stadtgebiete“ „in Städten des europäischen bzw. atlantischen Erfahrungsraums“ (S. 16) geht, sind sich die Autoren weitgehend einig. Wichtig ist dabei die Ausweitung der Perspektive im Beitrag der Geografin Ulrike Gerland, die die Aufwertung der Innenstädte – mit der „kreativen Klasse“ als dem sozialen „Zugpferd“ (S. 63) – in einer „Global-City-Perspektive“ als Teil neoliberaler Wachstumsstrategien sieht, in denen die Stärkung der jeweiligen Stadtidentität und Unverwechselbarkeit zu einem wichtigen Vehikel in der globalen Städtekonkurrenz wird. Für Markus Hesse hingegen folgt aus der Analyse des laufenden Diskurses die „begründete Vermutung“, dass „Artefakte“ wie „Renaissance“ und „Reurbanisierung“ unter vielen Aspekten „derzeit eher diskursiv konstruiert sind denn belastbare materielle Gegebenheiten darstellen“ (S. 82).

Angesichts der in diesem ersten Teil noch sehr offen gehaltenen Fragestellungen fallen die empirischen Befunde im zweiten Abschnitt („Motoren“) überraschend deutlich aus. So fassen Herfert/Osterhage ihre Untersuchung von 78 deutschen Stadtregionen dahingehend zusammen, dass man „im Ergebnis der vorliegenden Analyse – im Gegensatz zu vielen Stimmen im aktuellen Diskurs – von einem neuen Leittrend der stadtreionalen Entwicklung in Deutschland sprechen kann. Die Reurbanisierung hat demnach die Suburbanisierung als dominantes Raummuster der 1990er Jahre weitestgehend abgelöst“ (S. 107). Der Trend gelte, wenn auch in schwacher Ausprägung, sowohl in West- als auch in Ostdeutschland. Im Hintergrund stehe eine „stark gewachsene Affinität junger Ein- und Zwei-Personen-Haushalte zum städtischen Arbeiten und Wohnen“ sowie das verstärkte Bleiben (weniger eine Rückwanderung) auch von Familien in der Stadt (S. 108).

Allerdings erreiche der Reurbanisierungstrend, so Kabisch/Steinführer/Haase, keineswegs alle Stadtquartiere und trägt damit auch „zur

Fragmentierung der (inneren) Stadt bei“ (S. 125). Die prinzipielle Wirksamkeit des neuen Trends, bei dem das Gros der Wanderungsgewinne durch junge Bildungswanderer zwischen 18 und 30 Jahren erzielt werde, unterstreichen auch Jessen/Siedentop/Zakrzewski in der Darstellung der Ergebnisse ihrer Untersuchung von 45 wachsenden Großstädten, halten es aber angesichts der noch relativ instabilen Datenlage für dringend geboten, hinsichtlich der Chancen der Reurbanisierung deutlich „zwischen Realität und Potenzial“ zu unterscheiden (S. 200). In einer übergreifenden Perspektive könne Reurbanisierung als das „Echo des Übergangs von der Industrie- zur Wissensgesellschaft“ (S. 198) gedeutet werden. Eben dieser Fragestellung nach den ökonomischen Triebkräften des Trendwechsels widmen sich Gornig/Mundelius und bestätigen, ähnlich wie Kujath, in ihrer Untersuchung der wichtigsten Wachstumsregionen (2000-2007) eine deutliche Tendenz zur räumlichen Konzentration „wissensintensiver überregional handelbarer Dienstleistungen – allen voran die Kulturwirtschaft“ (S. 147). Reurbanisierung ist, dies wird vielfach betont, alles andere als ein „Selbstläufer“, sondern ist zu einer kommunalpolitischen Herausforderung geworden, die die Städte durch aktive flankierende Wirtschafts-, wohnungs- und städtebaupolitische Weichenstellungen zu unterstützen suchen. Der dritte Abschnitt („Umsetzung und Auswirkungen“) widmet sich daher den Strukturen, innerhalb derer sich Reurbanisierungstendenzen in den Städten praktisch durchsetzen. Dies betrifft die Immobilienwirtschaft (Beitrag Just) und die Städte (Beiträge Kunzmann und Altröck), denen – je nach Größe, ökonomischer Stärke und Innovationskraft – zur Attraktivitätssteigerung ihrer Innenstädte ganz verschiedene (und höchst unterschiedlich genutzte) Instrumente und Programme zur Verfügung stehen. Insbesondere für die Gewinnung neuer „nach-industrieller Nutzergruppen“ stellen qualitätsvolle öffentlich Räume sowie „Angebote für Distinktion und urbane Lebensformen“ wichtige „Kristallisationspunkte“ dar (S. 195).

Allerdings führe die vorherrschende fast ausschließliche Konzentration auf die stadtaffinen

„kreativen“ Mittelschichten, so Holm in seinem Beitrag, regelmäßig auch zu „verstärkten Praktiken der Verdrängung, der Kolonisierung und der Enklavenbildung im Wohn- und Arbeitsbereich“ (S. 251): „Gentrification wird zur systematischen Begleiterscheinung der Reurbanisierung“ (S. 249). Insofern müssten der die aktuelle Debatte prägende „demografische und stadtoökonomische Empirismus“ aufgebrochen und die sozialen Auswirkungen einer ungleichen und fragmentierenden Raumentwicklung sehr viel stärker ins Blickfeld genommen werden (S. 244).

Empfindet man in den vorhergehenden Abschnitten – eine Folge der disziplinären Beschränkung auf den engeren Diskurs der Raumwissenschaftler – das Fehlen einer Behandlung der Auswirkungen der Reurbanisierung auch auf Architektur und Städtebau, auf Gebäude- und Wohnungstypen als Defizit, so leisten die im vierten Abschnitt gesammelten Fallstudien zu Berlin (Brake), Dortmund (Osterhage/Thabe), Hamburg (Menzl), Leipzig (Heinig/Herfert) und München (Sträter) hier doch eine deutliche Kompensation. Von besonderem Interesse sind hier Ansätze wie etwa im Rahmen der IBA 2013 in Hamburg-Wilhelmsburg, urbane Räume auch für Gruppen und Milieus zu erschließen, die nicht über ausreichende Mittel verfügen, um sich die neuen Wohnstandorte über den Markt zu sichern (Menzl, S. 311). Eine zunehmend wichtigere Rolle für den Versuch, soziale Mischung zu erhalten und zu generieren, spielen neben neuen Bauträgermodellen wie etwa dem Leipziger Baugemeinschaftsmodell „selbstnutzer.de“ (Heinig/Herfert, S. 334) die so genannten „Förderquoten“, mit denen mehr und mehr Städte in neuen Bauprojekten auch für geförderten Wohnraum Anteile zu sichern suchen. München hat hierbei eine Pionierrolle eingenommen, steht aber auch, so Sträter, angesichts einer tiefgreifenden „Umstrukturierung im Bestand, die als bauliche Zurichtung der Münchner Innenstadt und der Innenstadtrandgebiete für wirtschaftlich hegemoniale und neue Wohnnutzer-Gruppen voranschreitet“ (S. 358), auch in der Gefahr, vor den „wirkmächtigen Verwertungsinteressen des Finanz- und Immobilieninvestments“ zu kapitulieren (S. 362).

Den Band rundet ein gemeinsamer Beitrag von Calbet i Elias/Polinna/Schönig zu den Reurbanisierungsbemühungen in Barcelona, London und Chicago ab. Reurbanisierung erweist sich in diesen Beispielen als ein internationales Phänomen, dessen Ambivalenzen gerade in sozialer Hinsicht in den Beispielstädten noch deutlicher zu Tage treten als hierzulande: Die Aufwertungsprozesse werden regelmäßig von weiträumiger Gentrification und Verdrängung ärmerer Bevölkerungsteile begleitet, „wohnungspolitische Modelle, die auch weniger finanzkräftigen Schichten den Verbleib in den aufgewerteten Innenstädten ermöglichen, wurden demgegenüber in keiner der drei Städte durchgesetzt (S. 401).

Ein Band, der sich einem derart aktuellen Thema widmet, droht natürlich von den jeweils jün-

sten Entwicklungen rasch überholt zu werden. Tatsächlich setzt gegenwärtig der neuerliche Zuwanderungsboom, der durch die EU-Osterweiterung einerseits und die EZ-Schuldenkrise in Südeuropa ausgelöst wurde, in dem Diskurs um die Bevölkerungsentwicklung der Städte grundlegend neue Koordinaten. Dennoch möchte ich den Band all denen in Wissenschaft und Praxis, die sich mit den Umbrüchen in der Stadtentwicklung der Gegenwart beschäftigen, wärmstens empfehlen: Hier finden sie eine komplexe, kritische Aufbereitung der bisherigen Debatte um Reurbanisierung und zugleich fundierte – und zudem grafisch sehr ansprechend aufbereitete – empirische Ergebnisse und Hintergrundinformationen.

*Tilman Harlander, Stuttgart*